

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Weniger ist mehr

Warum wir Verzicht üben müssen

Das Phänomen Trost ANNEMARIE HEIBROCK

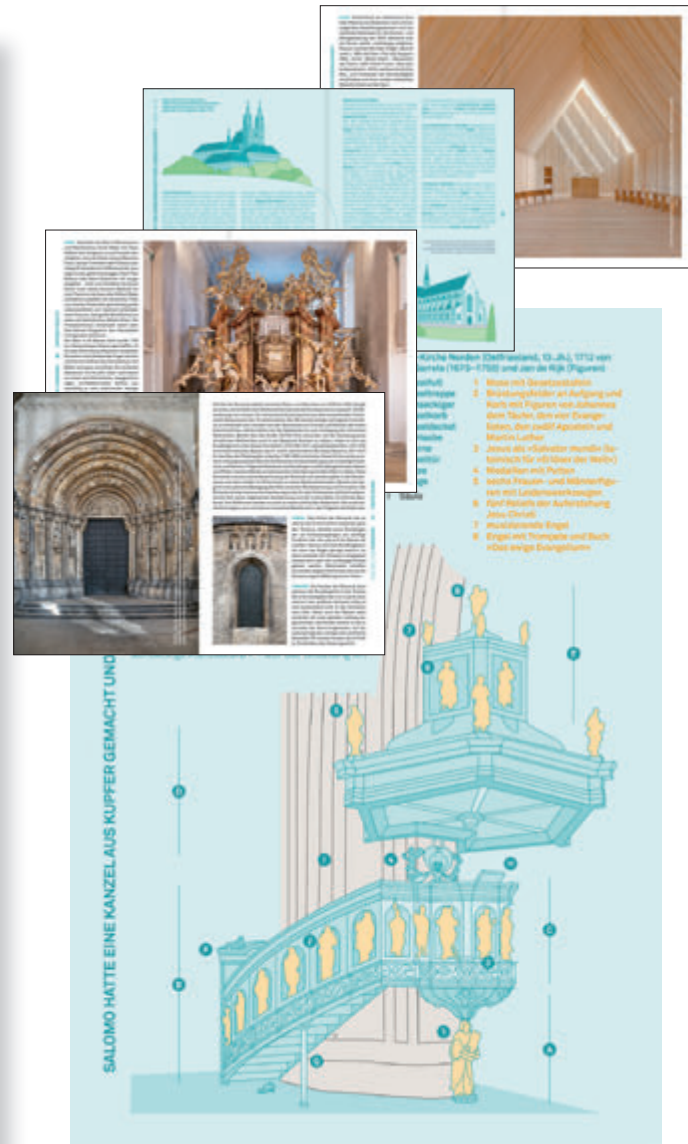
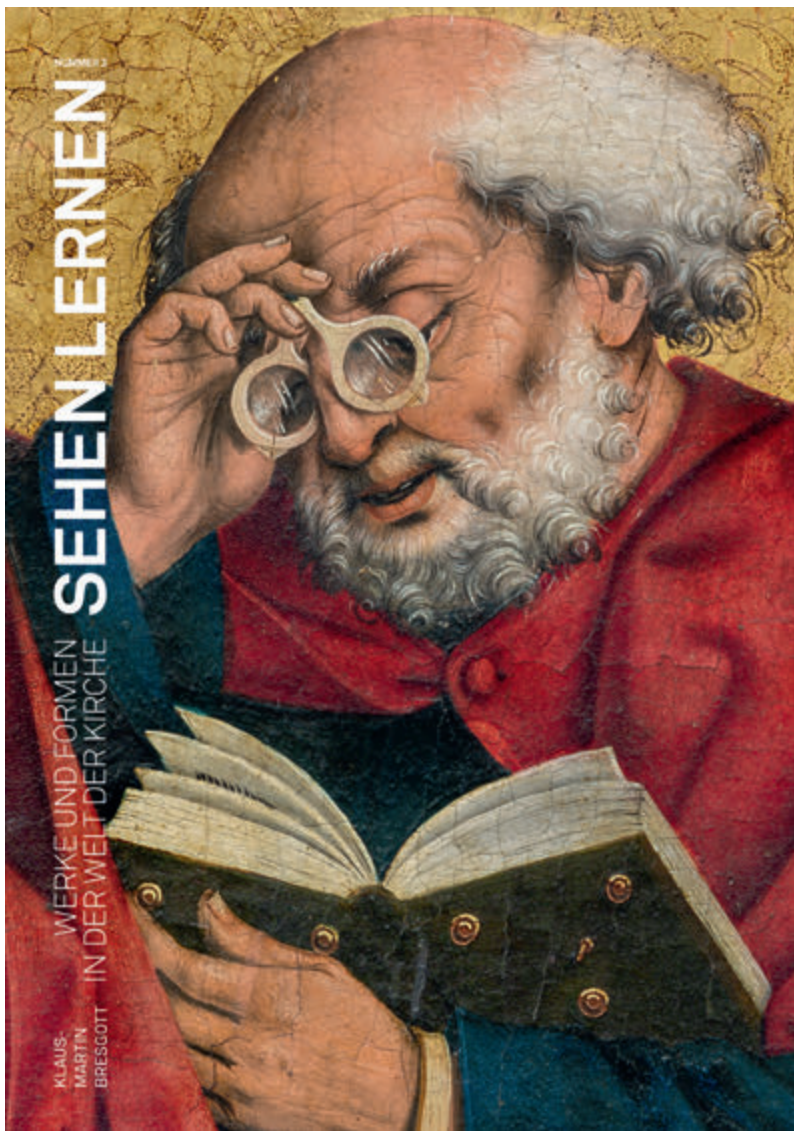
Studie zu Missbrauch JEANNETTE WINDHEUSER/VIVIAN BUCHHOLZ

Die Evangelische Publizistik MICHAEL STRAUSS

pro und contra:
Ist Verzicht
Bürgerpflicht?

Nach den beiden ersten erfolgreichen Bänden der Edition »Sehen lernen« – »Die Sprache der Künste in der Welt der Kirche« mit der Einführung elementarer Fachbegriffe und »Bilder und Symbole in der Welt der Kirche« mit dem Schwerpunkt auf Ikonografie, sakraler Farbenlehre, Zahlensymbolik der Bibel etc. – widmet sich Klaus-Martin Breggott im dritten Band »Werke und Formen in der Welt der Kirche« im chronologischen Gang durch die Epochen dem vergleichenden Sehen anhand exponierter Objekte in der Wahrnehmung sich verändernder Prämissen im Duktus der Zeit. Damit verknüpft finden sich bündelnde Übersichten und Einführungen zu Materialien, deren Gebrauch und Geschichte – vielfach bebildert und aufschlussreich illustriert.

Band 3, 128 Seiten, broschiert
zahlreiche Illustrationen und Fotos



ISBN 978-3-9823816-0-2 / Schutzgebühr 5,00 Euro + Versand / Erhältlich über kultur@ekd.de



DIE SPRACHE DER KÜNSTE IN DER WELT DER KIRCHE

Band 1 ist eine Basisfibel in Sachen Sakralarchitektur und schafft anhand wesentlicher Merkmale die Möglichkeit erster, vergleichender Orientierung. In alle Epochen des Kirchenbaus – Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, Historismus, Jugendstil, Moderne und Gegenwart – wird mit einem ganzseitigen Beispiel-Foto eingeführt. Illustrierte Definitionen, ein musikalischer Abriss und kurze historische Einführungen vervollständigen das Bild der Zeit. **64 Seiten, zahlreiche Illustrationen und Fotos, broschiert**

BILDER UND SYMBOLE IN DER WELT DER KIRCHE

Band 2 geht der Frage nach den Bildern und Symbolen im Kirchenraum auf den Grund. Geschichten und Geschichte spiegeln sich in Abstraktionen und Zeichen – ihre Rätselhaftigkeit ist ihr Schlüssel. Ihre Codes und Erkennungszeichen bewahren wesentliche Hintergründe. Auch hier hat jeder Begriff ein Beispielbild. Manche stammen aus Kirchen großer Städte wie Nürnberg, Magdeburg, Lübeck, Stralsund, manche aus brandenburgischen und mecklenburgischen Dorfkirchen. **112 Seiten, zahlreiche Illustrationen und Fotos, broschiert**



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lilie
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Michael Weinrich
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

„... und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt.“ Christoph Martin Wieland zitierte diesen Satz in seinem Neujahrsgruß aus dem Jahr 1774 und bezieht sich dabei auf Lessings Drama *Emilia Galotti*. Ob er das Sprichwort, das wir heute verkürzen mit „weniger ist mehr“, als Erster formulierte, lässt sich nicht mehr feststellen. Und ist es eine gute Seite des Verzichts, dass weniger mehr ist? In puristischen Kunstwerken wie in dem unseres Titelbildes von Amédée Ozenfant (1886–1966) setzt sich der Gedanke fort, und Mies van der Rohe's Bauhausformen sind bis heute Kassenschlager. Die Zusammenhänge von Transformation und Reduktion offenbaren jedenfalls ein hochaktuelles Schwerpunktthema (Seite 22). Ruth Gütter, EKD-Referentin für Nachhaltigkeit, betont darin, dass eine Ethik des Genug weit mehr ist als eine individualistische Verzichtsethik. Sie stellt vielmehr die Frage nach Gerechtigkeit und nach einer gerechten Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen (Seite 24).

Dass sich ein Blick zurück lohnt, hat unser Autor Robert M. Zoske erfahren. Bei einem Besuch der Hamburger Ausstellung „1923: Gesichter einer Zeit“ konnte er sich die Herausforderungen des heutigen Krisenjahres 2023 vergegenwärtigen (Seite 49). Auch die zwei Erziehungswissenschaftlerinnen der Humboldt-Universität zu Berlin, Jeannette Windheuser und Vivian Buchholz, tauchen in die Vergangenheit ein. Sie untersuchen seit Februar in einer Vorstudie, inwieweit frühere sexualpädagogische Diskurse für die strukturelle Begünstigung sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche von Bedeutung gewesen sein können. In ihrem Artikel beschreiben sie, wie wichtig für ein Gelingen der Aufarbeitung die Eigenständigkeit der Forschung gegenüber den aufarbeitenden Institutionen ist (Seite 14).

Pandemiebedingt sind vier Jahre vergangen, seit wir in Dortmund den Deutschen Evangelischen Kirchentag in Präsenz gefeiert haben. In diesen Tagen geht's nach Nürnberg. „Jetzt ist die Zeit“ (Markus 1,15) heißt das Motto; wir sehen uns zum Hoffen und Machen.

Ihre
 Kathrin Jütte

Kathrin Jütte

18

Oft zu einseitig

Wie und auch wie häufig soll sich die Kirche offiziell und als Institution zur aktuellen Politik äußern? Michael Roth, Professor für Systematische Theologie in Mainz, befällt oft ein ungutes Gefühl angesichts seiner Meinung nach zu vieler und zu einseitiger tagespolitischer Statements.



Foto: dpa



Foto: epd

15 Bilderstreit

Das Bild des Leipziger Malers Michael Triegel auf dem mittelalterlichen Altar im Naumburger Dom sorgte für Aufsehen. Es drohte der Verlust des Status als Weltkulturerbe. Also ab damit ins Museum? Eine Diskussion zwischen dem EKD-Kulturbeauftragten Johann Hinrich Claussen und dem Hallenser Theologen Karl Tetzlaff.

KIRCHE

- 8 MICHAEL STRAUSS
Die Aufgabe der Evangelischen Publizistik
- 12 JEANNETTE WINDHEUSER/VIVIAN BUCHHOLZ
Eine Vorstudie zu sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche
- 15 JOHANN HINRICH CLAUSSEN/KARL TETZLAFF
Gehört Triegels Altarbild in den Naumburger Dom?
- 18 MICHAEL ROTH
Machen die Kirchen zuviel Tagespolitik?

KOLUMNE

- 11 RALF MEISTER
Verzicht mit Ziel

KOMMENTAR

- 21 STEPHAN KOSCH
Ungenügende Halbzeitbilanz der Agenda 2030

Titelseite: Amédée Ozenfant (1886–1966):
Nature morte au verre de vin rouge, 1921.

Foto: akg

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

VERZICHT

- 24 RUTH GÜTTER
Eine Ethik des Genug
- 27 CHRISTIAN FIRUS
Das Versprechen von Gewinn
- 30 DOMINIK ENSTE
Warum es Gier gib
- 34 KATHRIN JÜTTE/STEPHAN KOSCH
Ist Verzicht Bürgerpflicht?
- 36 GESPRÄCH MIT JOHN VON DÜFFEL
Einladung zum Mitdenken

RELIGION

- 40 ANNEMARIE HEIBROCK
Das Phänomen Trost
- 43 TOBIAS FOSS
Warum Theologie radikal sein muss

DAS PROJEKT

- 48 THERESA HÜTHER
Altkatholiken im 19. Jahrhundert

KULTUR

- 49 ROBERT M. ZOSKE
1923: Gesichter einer Zeit – Ausstellung in Hamburg



Foto: aksg

22

Verzicht

Zu verzichten klingt wenig verlockend. Und sobald es um Maßnahmen geht, die Einschränkung bedeuten, ist die Empörung in der Bevölkerung groß. Und doch wird eine sozialökologische Transformation ohne Verbote und Verzicht nicht gelingen. Ein Schwerpunkt über eine neue Kultur des Weniger.

49 Vor hundert Jahren

Auch vor hundert Jahren kämpften die Menschen mit zahlreichen Krisen und suchten gleichzeitig den Rausch und das Versprechen der „Goldenen Zwanziger“. Eine Ausstellung in Hamburg zeigt Kunst aus dem Jahr 1923 und fragt nach Parallelen zur Gegenwart.



Foto: bpk/Hamburger Kunsthalle/Elke Walford

STÖRFALL

- 48 CHRISTIAN REBERT
Eine Inklusion, die willkommen heißt

REPORTAGE

- 54 KLAUS SIEG (TEXT) · MARTIN EGBERT (FOTOS)
Zwischen Gambia und Hamburg

REZENSIONEN

Musik

- 61 REINHARD MAWICK
Johannes Euler/Till Spohr: Beyond Dowland
- 61 UDO FEIST
Yo La Tengo: This Stupid World

Hörbuch

- 62 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Alexander Kluge: Unruhiger Garten der Seele

Bücher

- 62 KATHRIN JÜTTE
Philipp Lepenies: Verbot und Verzicht
- 63 MARGOT KÄSSMANN
Banhardt/Gräbel-Farnbauer/Israel:
Frauenordination in der
Evangelischen Kirche in Deutschland

- 63 JULIAN-CHRISTOPHER MARX
Hans Joas: Warum Kirche?
- 64 ROLF WISCHNATH
Karl-Heinrich Lütcke:
Raum und Zeit von Gott gewährt
- 66 BURKHARD PECHMANN
Franci Rabinek Epstein: Die Elektrikerin
- 67 KARL TETZLAFF
Benjamin von Stuckrad-Barre:
Noch wach?
- 68 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Annika Reich: Männer sterben bei uns nicht
- 68 UDO FEIST
Jean-Pierre Wils: Warum wir Trost brauchen

- 66 Autoren
- 64 Buchtipps
- 3 Editorial
- 69 Filmtipps
- 67 Impressum
- 52 Klartext
- 72 Kulturtour
- 59 Leserbriefe
- 6 Magazin
- 73 Notabene
- 71 Notizen
- 70 Personen
- 73 Punktum
- 73 Veranstaltungen
- 74 Vorschau



Foto: epd

Interviews auf dem Kirchentag

Der Evangelische Medienverband in Deutschland (EMVD) präsentiert während des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Nürnberg vom 8. bis 10. Juni 2023 unter der Marke „Das Rote Sofa“ wieder ein Interviewprogramm mit über 25 prominenten Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Politik, Kultur und Kirche. Auf einer Bühne im Messepark werden sie befragt von Redakteurinnen und Redakteuren der evangelischen Medienhäuser. Zu den Prominenten gehören etwa der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz, der bayerische Ministerpräsident Markus Söder und der Kabarettist und Schauspieler Matthias Egersdörfer. Am Freitag, den 9. Juni, interviewt *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch um 12.45 Uhr die Grünen-Chefin Ricarda Lang. Um 16.00 Uhr spricht *zeitzeichen*-Redakteur Philipp Gessler mit dem Präsidenten des Zentralrats der Juden, Josef Schuster, um 17.30 Uhr hat er die Theologin Sarah Vecera zu Gast (siehe *zeitzeichen* 5/2023). Stephan Kosch hat schließlich am Samstag, 10. Juni, um 15.00 Uhr die Möglichkeit, Dagmar Pruin zu interviewen, die Präsidentin der evangelischen Hilfswerke Brot für die Welt und Diakonie Katastrophenhilfe.

20 Jahre Bibelmuseum

Das Frankfurter Bibelhaus Erlebnismuseum (BIMU) feiert das 20. Jubiläum. In einer Kampagne unter dem Slogan „Die Bibel ist ...“ verbindet das BIMU dazu die vielfältigen Zugänge zum Buch der Bücher mit aktuellen gesellschaftlichen Fragen wie Antirassismus, Ökologie und Diversität. Prominente Unterstützerinnen, Unterstützer, Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter geben in einem Jubiläumsmagazin Einblick in ihre Sicht auf die Bibel. Plakate, Postkarten und Themenführungen laden zu neuen Begegnungen mit der Bibel ein.

Joseph Joachims Briefe übergeben

Die Stiftung Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche hat sieben Briefe aus dem Leben des Jahrhundert-Geigers Joseph Joachim an das Archiv der Universität der Künste Berlin übergeben. Joachim war ein Star seiner Zeit. Er wurde 1831 in Ungarn geboren und am 19. August 1907 mit einem großen Trauerzug auf dem damaligen Friedhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche beigesetzt. Zu seiner Zeit machte er unter anderem mit seinem Joachim-Quartett Furore. Die Stiftung Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche ist im Besitz von sieben bisher unveröffentlichten Briefen. Die Nachfahrin eines Joachim-Freundes hat der Stiftung die Handschriften des Geigers übergeben, da auf dem Kirchhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche die Erinnerung an den großen Musiker wachgehalten wird.



Foto: Annette Schöll

Josephine Baker – Weltstar und Freiheitskämpferin

Unter dem Titel „Josephine Baker. Freiheit – Gleichheit – Menschlichkeit“ ist in der Bonner Bundeskunsthalle noch bis zum 24. September 2023 eine Jahrhundertpersönlichkeit zu bewundern. Die Tänzerin und Sängerin Josephine Baker (1906–1975) war ein Weltstar, eine Freiheitskämpferin und machte sich stark gegen Rassismus, erklären die Kuratorinnen der Ausstellung. Baker eroberte singend und tanzend ein Weltpublikum und nutzte die Bühne für die Botschaft, dass Frieden, Freiheit und Gleichberechtigung ein universales Menschenrecht sind, unabhängig von Hautfarbe, Religion, Nationalität, Geschlecht oder sexueller Orientierung. Als Kind erlebte sie die Segregation in den USA und rassistische Gewalt. 1925 kam sie dank ihres Showtalents aus den USA in das liberale Paris, in den 1920er-Jahren das kreative Epizentrum Europas. Dort wurde sie zur höchstbezahlten Revuetänzerin und zum ersten weiblichen Superstar mit afroamerikanischen Wurzeln. Die Ausstellung beleuchtet, worauf der Erfolg Josephine Bakers gründet und wie sie die vermeintlichen Stigmata ihrer Hautfarbe in Stärke verwandelte, indem sie ihren Ruhm nutzte, um andere zu befreien: als Widerstandskämpferin im Zweiten Weltkrieg, als Mutter von zwölf adoptierten Kindern unterschiedlicher Herkunft, als Botschafterin für Menschlichkeit und engagierte Vorkämpferin in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung.

Kleine Menschen – große Fragen

In Familien die Kompetenz in der (inter)religiösen Bildung zu verstärken, das ist das Ziel einer religionspädagogischen Sendung im Auftrag der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Kooperation mit der Stiftung Gottesbeziehung. Der Hintergrund: Kinder erlebten in der Kita zunehmend, dass es Menschen mit verschiedenen Religionen gibt, so die Initiatoren. Es sei wichtig, sie mit ihren religiösen Ideen und Fragen ernst zu nehmen und sie kompetent zu begleiten. So stehen etwa Kurzfilme zu verschiedenen Themen zur Verfügung, unter anderem: Kinder haben ein Recht auf Religion – aber wie? Wie kann (inter)religiöse Bildung und Erziehung allen Kindern gerecht werden? Wie verhalten sich Religion und Kultur zueinander? Wie privat ist der Glaube? Wie mit Eltern religionspädagogisch zusammenarbeiten? Wie gelingt die Zusammenarbeit in multireligiösen Teams? Expertengespräche und Dialoge von Studierenden zu den Filmen sollen die Kompetenz zu diesen Lernsituationen erweitern. Weitere Informationen unter: www.kleine-menschen-grosse-fragen.de

Foto: bpk/adoc-photos



EKD-Bevollmächtigte für Abschmelzen der Staatsleistungen

In der Debatte über Staatsleistungen an die beiden großen Kirchen plädiert die Bevollmächtigte der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Berlin, Anne Gidion, für ein allmähliches Abschmelzen der Zahlungen über einen längeren Zeit-

raum. „Ich persönlich denke, dass es gute Modelle gibt, die eine sukzessive Ablösung ermöglichen. Zum Beispiel durch eine Streckung des Zeitraums, in dem die Staatsleistungen allmählich abgeschmolzen würden“, sagte Gidion der Welt.

Den Inspirierten vertrauen

Der Auftrag der Kirche in
der digital fortschreitenden
Mediengesellschaft

MICHAEL STRAUSS

Gutgemeinte Informationsvermittlung der Institution Kirche reicht in der digital fortgeschrittenen Gesellschaft schon lange nicht mehr, sondern ist lediglich die Basis ordentlicher Öffentlichkeitsarbeit. Sie braucht dagegen mehr denn je echte Kommunikation mit den Menschen – zum Beispiel durch die vielfältigen Formen evangelischer Publizistik, meint Michael Strauß, Leiter des Referates für Kommunikation und Medien der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig.

Die Kirche ist ihrem Wesen nach Kommunikation. Sie realisiert die Kommunikation des Evangeliums und so nichts weniger als die Kommunikation Gottes mit den Menschen. In aller weltlichen Vorläufigkeit und im Vertrauen darauf, dass Gott selbst sich in ihrer Kommunikation ereignet. Durch Verkündigung und Seelsorge und die praktische helfende Zuwendung zum Nächsten. Aber genauso, indem die Kirche vernehmbar, und folglich medial, dem christlichen Glauben eine Stimme in der Öffentlichkeit gibt. Dabei waren ihre Wesensäußerungen noch nie klar voneinander zu trennen. Schon immer bildeten sie im Innersten ein komplexes Kommunikationsgeschehen.

Die Kirche bewegt sich im Kontext einer digital fortgeschrittenen Mediengesellschaft. Sie kommuniziert, selbst wenn sie meint, nicht zu kommunizieren. Die Frage lautet lediglich: Ist sie sich dieser Tatsache bewusst? Und wenn ja, welche Folgen zieht sie daraus? Keinesfalls kann sie ihre mediale



Kommunikation noch als ein Handlungsfeld neben anderen betrachten. Als Aufgabe eines einzelnen Fachreferates etwa, das unabhängig von anderen Stellen und Gremien und stellvertretend für diese mediale Kommunikation realisiert.

Auf der Leitungsebene

Angesichts des gesellschaftlichen Wandels ist die mediale Kommunikation jedes Unternehmens und jeder Einrichtung integraler Bestandteil strategischer Leitung. Sie muss deshalb auf der Leitungsebene implementiert und vernetzt sein. Nur dann können Leitungsentscheidungen kommunikationsstrategisch mitbedacht werden.

Nur dann können organisatorische Veränderungsprozesse ausreichend kommunikativ flankiert werden. Nur so entsteht auf der Leitungsebene ein Bewusstsein dafür, dass das eigene organisatorische Handeln stets öffentlich plausibilisiert werden muss – nicht nur juristisch, sondern – besonders bei der Kirche – vor allem auch moralisch.

Die Kirche ist Dienerin der Kommunikation Gottes, nicht Lobbyistin in eigener Sache. So, wie Gott sich selbst entäußert hat und Menschen geworden ist, entäußert sich die Kirche ihrer institutionellen Gestalt zugunsten der Menschen, an die sie kommunikativ verwiesen ist. So ist sie „Kirche für andere“ (Dietrich Bonhoeffer) und nicht Kirche für sich selbst.

Kirchenzeitungen am Stand des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) bei der Synodaltagung der EKD in Magdeburg, November 2022.

chen Verwaltungen und Leitungsorganen ihren Auftrag zur medialen Kommunikation zu verwirklichen. Sie gewährt Einrichtungen und Personen die Freiheit, aus eigener Urteilsfähigkeit die Stimme des christlichen Glaubens in der allgemeinen Medienöffentlichkeit vernehmbar werden zu lassen. Bis hin zur Kritik an der eigenen Institution. In der Erwartung, dass diese Freiheit mit Loyalität zur Kirche und fachlicher Expertise entgolten wird. So vollzieht sich die Selbstentäußerung der verfassten Kirche in ihrer evangelischen Publizistik.

Eine Entwicklung, die in den Jahrzehnten nach 1945 von besonderer Bedeutung wurde. Zum einen schlug sich darin die Erkenntnis nieder, dass die evangelische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus ihrer gesellschaftlichen Verantwortung kaum gerecht geworden war. Zum anderen dynamisierten die gesellschaftlichen Aufbruchprozesse der 1960er-Jahre die theologischen und kommunikationswissenschaftlichen Debatten.

So war es kein Zufall, dass drei Bewegungen für das Bild des Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland prägend wurden. Alle drei zielten auf eine stärkere gesellschaftliche Mitverantwortung der Kirche und deren öffentliche Mitsprache. Neben dem Deutschen Evangelischen Kirchentag waren das die Evangelischen Akademien und – nicht zuletzt – die Evangelische Publizistik. Vor allem in Form ihrer zahlreichen und anfangs noch auflagenstarken Zeitungen und Zeitschriften: von den Kirchengebietszeitungen über das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt* bis zu den kulturprotestantischen Monatszeitschriften *Evangelische Kommentare* oder *Lutherische Monatsbefe*, zwei der vier Vorgängerpublikationen von *zeitzeichen*.

Kritik als Markenkern

Sie alle waren keine Kanzeln oder verlängerte Arme der Kirchenleitungen, sondern weitgehend eigenverantwortliche Akteure. Und nicht zuletzt deshalb mit Vertrauen seitens ihrer Leserschaft ausgestattet. Denn für diese realisierte sich die Kirche hier nicht als PR-Agentur in eigener Sache, sondern als journalistische Einrichtung, der man eine kritische Distanz sogar gegenüber

dem eigenen Auftraggeber zutraute. Und auch wenn diese kritische Distanz von Vertretern der verfassten Kirche immer wieder argwöhnisch beäugt wurde, erwies sie sich als Markenkern und Qualitätsmerkmal einer medial kommunizierenden Kirche auf der Höhe der Zeit. Auch wirtschaftlich gab dieser Erfolg dem Konzept lange recht. Einen Teil ihres Selbstbewusstseins konnte die Evangelische Publizistik aus der Tatsache ziehen, dass ihre Titel nicht nur subventioniert und kostenlos verbreitet, sondern im Abonnement verbreitet wurden.

Genereller Akzeptanzverlust

Das allerdings änderte sich spätestens seit den 1980er- und vollends seit den 1990er-Jahren. Die Evangelische Publizistik in Form ihrer Printpublikationen verlor zusehends an Auflage und damit an publizistischer Relevanz. Die Gründe dafür waren vielfältig und keinesfalls nur bei den Akteuren selber zu suchen. Die Evangelische Publizistik hatte Anteil an einem generellen Akzeptanzverlust der Printpublizistik, der wiederum den Transformationen einer di-

*Die digital fortgeschrittene
Mediengesellschaft hat
viele Gewissheiten zunichte gemacht.*

gital fortschreitenden Mediengesellschaft geschuldet war. Mit einer forcierten Online-Kommunikation und der Verbreitung von Internet und Social Media veränderte sich das Medienverhalten breiter gesellschaftlicher Kreise. Hinzu tritt eine wachsende Entfremdung vieler Menschen von den kirchlichen Institutionen mit der Folge, dass sie auch deren Kommunikation weniger Bedeutung beimessen. Zumindest in Form eines bezahlten Abonnements. Darüber hinaus zersplitterte sich das Medienpublikum zunehmend in nahezu unüberschaubare einzelne Zielgruppen, so dass es für die Evangelische Publizistik schwer geworden ist, dieser dynamischen Segmentierung mit eigenen Angeboten zu entsprechen.

Die digital fortgeschrittene Mediengesellschaft hat viele Gewissheiten der Evangelischen Publizistik zunichte gemacht. Konzeptionelle Zuordnungen, die in der



Fotos: epd

Eine solche Kirche realisiert ihre mediale Kommunikation nicht als Werbung für ihre institutionelle Gestalt. Vielmehr lässt sie sich von der Frage leiten, was aus der Perspektive des Evangeliums zur jeweiligen Zeit zu sagen ist. Auch wenn die Schwerkraft ihrer institutionellen Selbstrepräsentation immer wieder zu überwinden ist, hat sie stets nach Formen und Verfahren gesucht, das Reich Gottes in dieser Welt zum Vorschein zu bringen.

Mit Blick auf ihre mediale Kommunikation lautet das Konzept dafür: Evangelische Publizistik. Es ist davon geprägt, dass die evangelische Kirche publizistische Einrichtungen bildet und publizistisch qualifizierte Personen gewinnt, um jenseits von kirchli-

Vergangenheit Orientierung gegeben haben, sind fragwürdig geworden. Die Auflagen vieler Publikationen sind auf historische Tiefstände gefallen, und die Reichweiten neuer digitaler Angebote müssen mit langem Atem errungen werden (vergleiche zz 2/2021, zz 4/2021 und zz 9/2022). Auch die Evangelische Publizistik kämpft mit Abschieden von liebgewordenen Traditionen. Sie erinnert sich ihrer Verdienste und weiß zugleich, dass das nicht reicht. Gefragt sind neue Ideen und die Kraft, ihnen eine Chance zu geben. Gleichzeitig aber birgt die Tradition Erkenntnisse, die auch weiter Orientierung bieten können.

Endgültig vorbei sind die Zeiten, als die Kirche meinte, mit gut gemeinten Informationen könnten Menschen, Mitglieder wie Nichtmitglieder, von ihren Zielen und der Güte ihrer Arbeit überzeugt werden. Solche Informationen gehören zur Basis kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit, sie reichen aber bei weitem nicht mehr aus, um Menschen anzusprechen, inhaltlich zu überzeugen oder gar als Mitglieder zu binden. Keine noch so professionell gestaltete Informationskampagne dürfte dafür den Erfolg bieten. Denn der neue Strukturwandel der Öffentlichkeit

schon Einzelnen. Sie realisiert die Kommunikation der vielen, überlässt dem Schwarm das Ergebnis von Debatten und mutet jedem eine verschärfte Form von Selbstmächtigkeit zu. Wen was am Ende überzeugt, wer welche Entscheidung trifft und warum welcher Erfolg sich einstellt, ist vor diesem Hintergrund nur schwer vorherzusagen und verlässlich planbar. Auch wenn sich viele um diese Planbarkeit bemühen, weil sie die digital vernetzte Welt als Chance nutzen möchten: für politische Prozesse ebenso wie für die Umsetzung von Wirtschaftsinteressen, für kulturelle Aktivitäten ebenso wie für wissenschaftliche Projekte, gesellschaftliche Innovation und weltanschauliche Diskurse gleichermaßen.

Deutungshoheit verloren

Das gelingt am ehesten mit Blick auf die „Selbstbestätigungsmilieus“ (Bernhard Pörksen), die sich in von Algorithmen erzeugten Filterblasen vergemeinschaften. Sie allerdings stehen in der Gefahr, dass sie sich lediglich in ihren eigenen Urteilen und Vorurteilen bestärken. Bis dahin, dass sie sich gegen anderslautende Informationen und Meinungen hermetisch abschotten und sogar militante Aversionen pflegen. So entwickelt sich eine neue Öffentlichkeit mit neuen Formen und Möglichkeiten, aber auch Problemen und Risiken sozialer Interaktion.

Eine Kirche, die sich auf diese Kommunikationswirklichkeit einlässt, verliert ihre autoritative Deutungshoheit. Sie ist ein medialer Akteur unter vielen anderen. Sie

muss darauf vertrauen, dass ihre Inhalte und vor allem die Personen, die ihre Inhalte kommunizieren, aus sich heraus glaubwürdig und überzeugend erscheinen. Eine vorauslaufende Autorität kann sie nicht mehr geltend machen. Zumal die kirchlichen Institutionen kaum noch ein positives Ansehen in der Öffentlichkeit genießen. Neben einem Entfremdungsprozess, der bei vielen Menschen zur Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche geführt hat, haben Skandale zusätzlich für Enttäuschung, Ablehnung und Kirchaustritte gesorgt.

Deswegen wäre es eine kühne Hoffnung, die verfasste Kirche selber könnte ihrem gesellschaftlichen Bedeutungsverlust ausreichend entgegenwirken. Sie braucht vielmehr die vielen, die aus eigener innerer Überzeugung dem christlichen Glauben und dem christlichen Ethos eine vernehmbare Stimme geben. Diese Inspirierten zu beschäftigen, zu begleiten und zu fördern, dürfte eine der entscheidenden Aufgaben der Kirche in der digital fortgeschrittenen Mediengesellschaft sein.

Die Kirche kann sich dabei an das Konzept der Evangelischen Publizistik erinnern, ihr Leitbild aus den Zeiten des gesellschaftlichen Aufbruchs in der frühen Bundesrepublik. Als inspirierte Publizisten mit journalistischem Selbstverständnis und mithilfe journalistischer Produkte und Verfahren der Botschaft der Kirche

mediale Aufmerksamkeit verschafften. Sie waren weder Apologeten noch Lobbyisten, weder Marketing- noch PR-Manager. Stattdessen ging es ihnen um die präzise Infor-

Es geht um die Mitsprache und Beteiligung mündiger Menschen.

zeichnet sich dadurch aus, dass es nicht mehr nur um Information geht, sondern vor allem um Kommunikation, um die – möglichst unmittelbare und direkte – Mitsprache und Beteiligung mündiger Menschen, die Kundgebung nicht nur eigenen Wissens, sondern vor allem der eigenen Meinung. Unabhängig davon, wie stark diese wissenschaftlich ist. Bis hin zur Möglichkeit, einen zivilisierten Diskurs mit Fake News, Verschwörungsmethoden und Hassposts zu unterlaufen.

Die digital fortgeschrittene Mediengesellschaft durchbricht hierarchische Strukturen, nivelliert autoritative Ansprüche und pluralisiert den Dialog zwi-



mation, die stichhaltige Recherche, den wahrheitsgemäßen Bericht, die wirklichkeitsgetreue Reportage, den urteilsfähigen Kommentar. Sie standen ein mit ihrer Person und Professionalität für den Inhalt, den sie kommunizierten, und erwarben gerade so Glaubwürdigkeit für beide: Person und Inhalt. Die Kirche hat davon reichhaltig profitiert.

Manche Medienexperten hegen die Hoffnung, die Qualitätsmaßstäbe des professionellen Journalismus könnten auf möglichst viele Beteiligte im medialen Geschehen übertragen werden. Mag das auch die „Utopie einer redaktionellen Gesellschaft“ (Bernhard Pörksen) sein, der Gedanke zeigt, dass die digital fortgeschrittene Mediengesellschaft vor allem durch das Handeln und die Überzeugungskraft von Personen und weniger von Institutionen und ihrem Machtanspruch geprägt wird. Vor diesem Hintergrund gewinnt die institutionelle Selbstentäußerung der Kirche in ihrer Publizistik erneut Plausibilität.

Nicht für sich selbst

Entscheidend bleibt, dass die Kirche ihre mediale Kommunikation nicht als ein organisatorisches Arbeitsfeld neben anderen versteht, sondern als integralen Bestandteil ihres Selbstverständnisses. Die Kirche ist in einer digital fortgeschrittenen Mediengesellschaft mediale Kirche, oder sie verfehlt ihren Auftrag. Sie ist mediale Kirche nicht für sich selbst, sondern – aus Verantwortung für die Welt – für andere. Die Kirche ist Medium des Evangeliums. Sie vertraut inspirierten und medial qualifizierten Menschen, der Stimme des christlichen Glaubens in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen und so auch ihr selbst den Dienst zu erweisen, den die Kirche der Welt schuldig ist. Auf diesem Weg kann aus der Glaubwürdigkeit ihrer Kommunikatoren eine glaubwürdige Kirche erwachsen, aus *Communicatio Communio* entstehen, Gemeinschaft von Menschen untereinander und mit Gott. Eine eschatologische Hoffnung, gewiss, aber anderes ist der Kirche nicht verheißen. ◀

Gebäude des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) im Mertonviertel in Frankfurt am Main, Februar 2023.

RALF MEISTER

Verzicht mit Ziel

Denken an andere statt reiner Gewissenspolitik

Das Elternhaus wird ausgeräumt. Im Keller auf allen Regalen leere Weckgläser bis zur Decke. Als Kind, so die Erinnerung, nahm das Füllen dieser dunklen Speisekammer den Sommer und Herbst ein. Der Wasserdampf aus dem Einkochtopf vernebelte den Küchenhimmel. Stunden später trugen wir die abgekühlten Gläser mit Erdbeeren, Bohnen, Pflaumen, Mixed Pickles in die Regale. Nachhaltig. Kein Plastik, keine Lieferketten, nur Glas, Gummiring und die Früchte aus dem Garten. Die Tage zuvor allerdings hieß es mit allen Familienmitgliedern pflücken, sortieren, säubern und waschen. Das war kein schmerzhafter Verzicht. Es war eine notwendige und sinnvolle Weise, mit den Gütern, die wir hatten, sorgfältig und sparsam umzugehen. Und es war eine Haltung, die für die vorherigen Generationen normal war. Als meine Großmutter, die in meinem Geburtsjahr 1962 starb, im Dezember 1945 auf der Flucht an ihren Ehemann, der bereits in der britischen Besatzungszone war, einen Brief schreibt, notiert sie: „Hast Du schon einmal darüber nachgedacht, was wir alles verloren haben, dass jedes kleine Bild, jede Decke, jedes Buch, Kissen und alles, alles weg ist?“

Diese Erfahrungen aus einem Krieg, der durch Nazi-Deutschland unendliches Elend über die Welt brachte, war eine Erfahrung von Verlust. Wer heute in einer Überflusswelt verzichtet, übt sich anders ein. Es ist kein Verzichten, das aus Not geboren wird. Dennoch könnte das Ziel vergleichbar sein: eine tiefe Dankbarkeit für all das Gute, was einem im Leben geschenkt worden ist. Danken müsste man können und sich ehrlich freuen über das Einfache und Ursprüngliche. Es beginnt mit dem Leben selbst.

Das Leben als Leben ist das erste und kostbarste Geschenk.

Menschen, die dem Horror der Gewalt entronnen sind, verstehen es völlig anders. Der Vater der Familie aus dem

Nordirak, die nach ihrer Flucht in unserem Haus wohnt, zeigte mir vor einigen Wochen ein Foto von seinem Haus, welches er mit eigenen Händen in einem Dorf gebaut hatte. Trauer über verlorenen Besitz und Dank für das gerettete Leben vermischten sich. Für alles, was das Leben sichert, wird eine

Dankbarkeit gezeigt, die einer mit Waren überfluteten Gesellschaft fremd ist. Das Zimmer, der Stuhl, das Bett. Das Essen, die Kleidung, die Wärme. In der letzten Zeile des Gedichts „Beschwörung“ von Marie Luise Kaschnitz über die Flucht am Ende des II. Weltkriegs heißt es: „Nur das elende herrliche Leben war in uns allen.“ Kein Komma trennt elend und herrlich. Dank braucht kein Übermaß. Keine Sättigung bringt ihn hervor. Mein erster Dank liegt darunter, im Leben selbst und in der Freude daran. Vieles andere ist entbehrlich. Es rührt nicht an die Tiefe. Manchen jedoch könnte es zum Leben helfen, zu ihrem Dank und zur Freude.

Viel wäre gewonnen, wenn unser Verzicht nicht nur die persönliche Resilienz stärkt und Gewissenspolitik bleibt, sondern tatsächlich den Elenden dient! ◀



Foto: Jens Schulze

Ralf Meister ist Landesbischof in Hannover, Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und Herausgeber von *zeitzeichen*.

Aufarbeitung und Wissenschaft

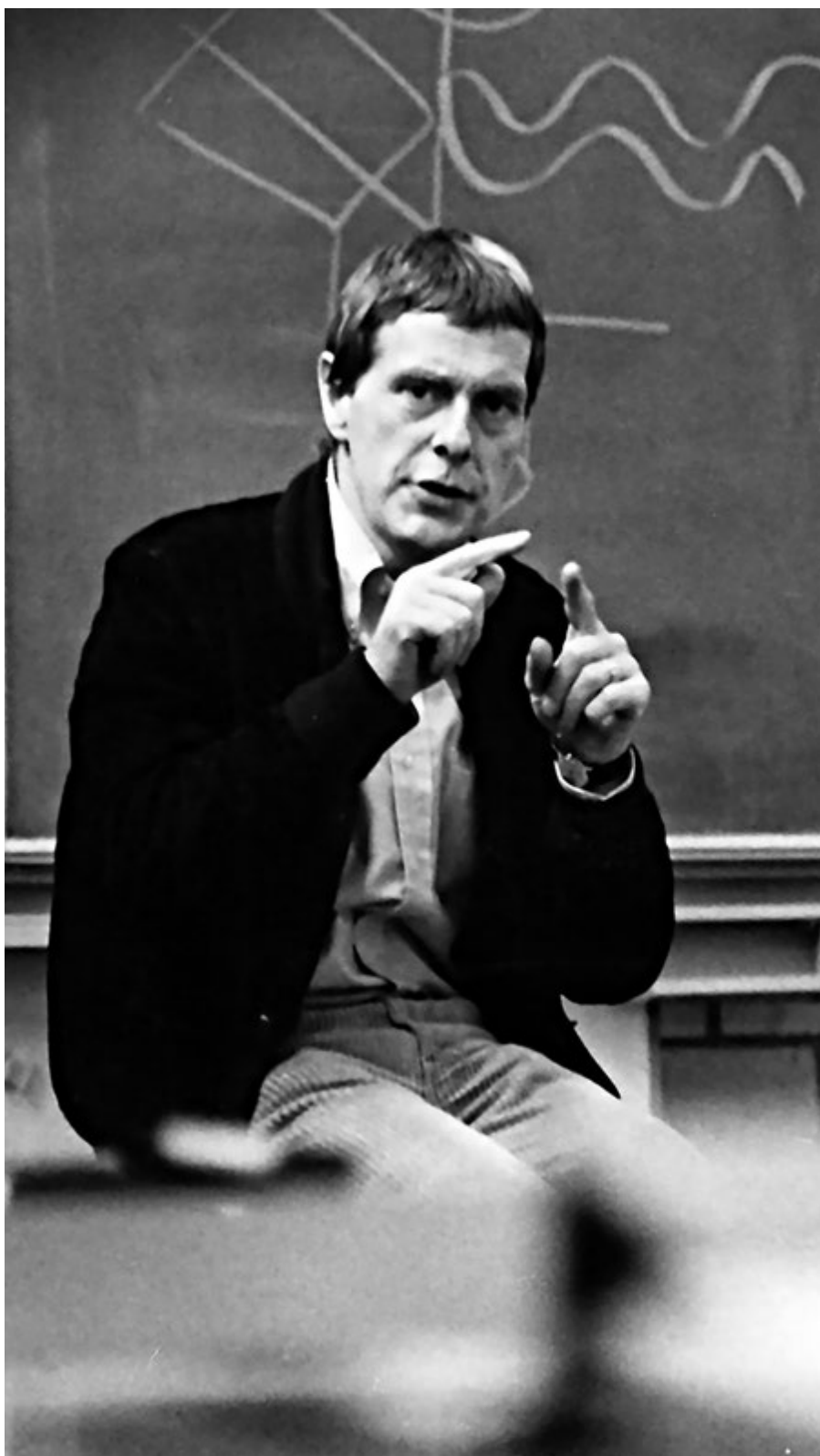
Zu sexualpädagogischen Diskursen und sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche

JEANNETTE WINDHEUSER UND VIVIAN BUCHHOLZ

Könnten frühere sexualpädagogische Diskurse für die strukturelle Begünstigung sexualisierter Gewalt im Raum der evangelischen Kirche von Bedeutung gewesen sein? Das erforschen in einer Vorstudie seit Februar 2023 Erziehungswissenschaftlerinnen der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihren Forschungsansatz erläutern Jeannette Windheuser und Vivian Buchholz.

Über die Aufarbeitung des Nationalsozialismus schrieb Theodor W. Adorno 1959, dass sich der Aufarbeitungsgedanke mit der „Tendenz der unbewußten und gar nicht so unbewußten Abwehr von Schuld“ verbinde. Man wolle „von der Vergangenheit loskommen: mit Recht, weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt, und weil des Schreckens kein Ende ist, wenn immer nur wieder Schuld und Gewalt mit Schuld und Gewalt bezahlt werden soll; mit Unrecht, weil die Vergangenheit, der man entinnen möchte, noch höchst lebendig ist“. Verdächtig kommt es Adorno als Vertreter der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule in dieser Zeit vor, dass „Aufarbeitung der Vergangenheit“ als „Schlagwort“ gebraucht werde, das weniger auf eine ernsthafte Verarbeitung schließen lasse, sondern mit dem Ziel verbunden sei, endlich einen „Schlußstrich“ zu ziehen.

Diese Gedanken Adornos geben Anlass für einige grundlegende Ausgangspunkte unseres Forschungsvorhabens über die mögliche Bedeutung von sexualpäda-



Es geht um die Gefahr, dass Aufarbeitung zu einem Verdeckungszusammenhang wird.

gogischen Diskursen für die strukturelle Begünstigung sexualisierter Gewalt im Raum der evangelischen Kirche. Dabei handelt es sich um die seit Februar 2023 am Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender

und Diversität der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelte sechsmonatige Vorstudie. In ihrem Rahmen soll die historische Quellenlage geprüft und eine Konzeption für die Untersuchung erarbeitet werden, verbunden mit den Aussagen von Zeitzeug:innen und Betroffenen.

Der von Adorno geäußerten Kritik an der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Gewalt liegen zwei Gedanken zugrunde, die auch andere Aufarbeitungsanliegen herausfordern: Erstens geht es ihm um die Gefahr, dass Aufarbeitung zu einem Verdeckungszusammenhang wird, wenn sie nicht an den Strukturen rührt, die das erst ermöglichen, was aufgearbeitet werden soll. Eine so entstellte Aufarbeitung trägt dann dazu bei, dass die Gewalt fortlebt.

Fortlebende Gewalt

Zweitens steht das im Zusammenhang mit Bestrebungen, die darauf zielen, dass es möglich sei, das Aufzuarbeitende durch die Aufarbeitung loswerden zu können, sich davon frei machen zu können. Diese Abspaltung hat selbst eine gewaltvolle Tendenz, insofern sie sich der Frage verschließt, was die Vergangenheit und das vermeintlich Andere der Gewalt mit dem Hier und Jetzt und dem Selbst zu tun haben. Eine solche Position verweigert sich der Verantwortungsübernahme und lässt die Gewaltbetroffenen mit der Verarbeitung erneut alleine.

Den beschriebenen Ambivalenzen hat sich der aktuelle Aufarbeitungsprozess zu sexualisierter Gewalt zu stellen, und das brisante Thema bringt auch für die damit befasste Forschung Herausforderungen mit sich: Institutionen, die Aufarbeitung zu leisten haben, sowie Öffentlichkeit und Betroffene bringen der Forschung im Kontext von Aufarbeitung sexualisierter Gewalt hohe Erwartungen entgegen. Vor diesem Hintergrund möchten wir als Forscherinnen im Folgenden der Frage nachgehen, in welchem Verhältnis Wissenschaft zu verschiedenen Ansprüchen der Aufarbeitung steht.

Neben allgemeinen Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Aufarbeitung gehen wir exemplarisch auf unser eigenes Forschungsprojekt ein, die genannte Vorstudie über sexualisierte Gewalt im Raum der evangelischen Kirche. Zwei Über-

legungen sind dafür zentral: die Differenz von Aufarbeitung und Wissenschaft und die wissenschaftliche Ergebnisoffenheit.

Erstens: Aufarbeitung und Wissenschaft sind nicht identisch.

Zu Recht zielt Aufarbeitung darauf, zu Bedingungen beizutragen, unter denen sexualisierte Gewalt nicht mehr ausgeübt werden kann. Dieses erstrebenswerte Ziel sollte jedoch nicht der Allmachtsphantasie aufsitzen, mit Schutz- und Präventionskonzepten ließe sich dieses mit so vielen unbewussten Prozessen verbundene Phänomen gänzlich in den Griff bekommen. Das mögliche Fortleben sexualisierter Gewalt und sie begünstigender Strukturen würde sich dann der Wahrnehmung entziehen. Selbstreflexiv müssen sich Aufarbeitungsprojekte fragen, wie sich Formen sexualisierter Gewalt in Folge ihrer Interventionen auf der Suche nach neuen oder bislang unentdeckten Gelegenheitsräumen wandeln. Die von Adorno problematisierte Tendenz, einen Schlussstrich ziehen zu wollen, gefährdet den Aufarbeitungsprozess zu sexualisierter Gewalt, wenn die Geschehnisse allein in der Vergangenheit gesucht werden oder die Verantwortung für sie an andere abgegeben wird.

Parteiliche Haltung

Dieser letzte Punkt berührt das Verhältnis von Wissenschaft und Aufarbeitung. In der öffentlichen Wahrnehmung und in den Adressierungen von Wissenschaft durch politische Akteure und durch die Institutionen, die sexualisierte Gewalt aufzuarbeiten haben, vermischen sich wiederholt Aufarbeitung und Erforschung sexualisierter Gewalt. Wird jedoch die Aufarbeitung selbst an die Wissenschaft delegiert, geht damit das Missverständnis einher, Wissenschaft habe die Institutionen zu entlasten oder mit der Finanzierung entsprechender Forschungsprojekte durch die Institutionen könne die Aufarbeitung abgeschlossen werden.

Jedoch ist zwischen der Wissenschaft – die den Sachverhalt zu klären hat – und der Aufarbeitung – die politischer, juristischer und ethischer Natur ist – zu unterscheiden. Die Wissenschaft kann über die Sache aufklären, sie kann auch Empfehlungen aussprechen, welche Konsequenzen gezogen

werden könnten. Sie kann der verantwortlichen Institution die Aufarbeitung jedoch nicht abnehmen.

Sexualisierte Gewalt begünstigende Strukturen sind unter anderem davon gekennzeichnet, dass in ihnen weggeschaut und Verantwortung abgewehrt wird. Sie sind auch häufig durch Rollendiffusionen geprägt. Deshalb braucht Aufarbeitung für ihr Gelingen ein Bewusstsein aller Beteiligten für die Eigenständigkeit der Forschung

Strukturen, die sexualisierte Gewalt begünstigen, sind häufig durch Rollendiffusionen geprägt.

gegenüber den aufarbeitenden Institutionen. Wer die Gewalt ermöglichenden Bedingungen nicht fortleben lassen möchte, muss Tendenzen entgegentreten, die geeignet sind, die Verantwortungsübernahme abzuspalten.

Zur Erforschung sexualisierter Gewalt gehört auch die Analyse der Konsequenzen für die Betroffenen. Aus einem wissenschaftlichen Bewusstsein über die möglichen psychischen, körperlichen und darauf basierend oft auch sozialen und ökonomischen Folgen sexualisierter Gewalt kann eine parteiliche Haltung resultieren, die zugleich mit dem Anspruch der Objektivität und mit wissenschaftlichen Standards vermittelt werden muss. Das bedeutet zunächst, die praktische Forschungsarbeit kritisch zu reflektieren, um die Strukturen der Gewalt nicht selbst fortzuführen. Betroffene sind nicht auf Forschungsobjekte zu reduzieren, sondern als Subjekte mit eigenen Erwartungen an die Aufarbeitung ernst zu nehmen. Im Rahmen biografisch-narrativer Zugänge kann die Erfahrung der Betroffenen als empirisches Material in die Forschung einfließen. Über das Wissen um begünstigende Strukturen sexualisierter Gewalt hinaus besitzen Betroffene häufig eine Expertise über Spezifika des institutionellen Kontexts, dessen Strukturen es zu erforschen gilt.

Dennoch gibt es gute Gründe für die Forschung, von der individuellen Erfahrung zu abstrahieren. Um die Forschungsfrage zu beantworten, muss in erster Linie der Sachverhalt geklärt werden. Dieses Anliegen wird gefährdet, wenn das Spannungs-

Der Leiter der Odenwaldschule Gerold Becker beim Unterricht in den 1970er-Jahren.

Missbrauchs- fälle

feld zwischen subjektiver und objektiver Betrachtung zugunsten einer der beiden Seiten verschoben wird: Einerseits kann die Betrachtung der subjektiven Erfahrungen alleine die gesellschaftlichen oder institutionellen Strukturen aus dem Blick geraten lassen. Andererseits verzerrt der Fokus auf beispielsweise historische Dokumente alleine die empirische Basis, insofern die Dokumente durch die sexualisierte Gewalt ermöglichenden Denkweisen und Strukturen ihrer Entstehungszeit geprägt sind und keinen Platz für die Perspektive Betroffener lassen.

In der Konsequenz hat auch die Wissenschaft zwischen ihrer eigenen institutionellen Position und der inhaltlichen Forschung zu unterscheiden. Sie ist in der Begegnung mit Betroffenen verantwortlich für den Umgang mit ihnen und deren Einbezug in die Forschung. Sie hat auch ihre eigene Forschungspraxis daraufhin zu befragen, ob darin strukturelle Gewaltmomente wiederholt

Werden in der Forschungspraxis strukturelle Gewaltmomente wiederholt?

werden. Sie muss aber um der Aufklärung willen ihre Autonomie gegenüber allen individuellen und institutionellen Ansprüchen verteidigen. Insofern stehen Aufarbeitung und Wissenschaft in einem Verhältnis zueinander, sie sind aber nicht identisch.

Zweitens: Wissenschaft ist ergebnisoffen und verweigert sich unterkomplexen Antworten.

Angestoßen wurde unsere Vorstudie durch Hinweise auf einen Zusammenhang von Aktivitäten Helmut Kentlers und Gerold Beckers mit der sexualisierten Gewalt im Raum der evangelischen Kirche. Bereits 2014 hatten Ursula Enders und Dirk Bange und 2018 Marlene Kowalski den Forschungsbedarf hinsichtlich der Verstri-

ckung evangelischer Institutionen mit diesen Personen und den von ihnen vertretenen (sexual-)pädagogischen Positionen benannt.

Der personelle Bezug von Kentler und Becker zur evangelischen Kirche war unterschiedlichster Art, beispielsweise als Gremienmitglieder, Tagungsleiter, Vortragende oder Betreuer in der Jugend- und Familienarbeit. Der Umfang der Quellenlage und die Befragungsmöglichkeiten von Zeitzeug:innen beziehungsweise Betroffene dazu sind noch zu prüfen.

Den Blick weiten

Die große Bekanntheit der beiden Namen und die bereits existierende Diskussion um die Bedeutung von Sexualpädagogik und Reformpädagogik für sexualisierte Gewalt können jedoch zu verzerrenden Deutungen des Sachverhalts führen. Aufgabe unserer Recherchen und der Konzeption einer umfänglichen Studie ist es daher, den Blick zu weiten und die richtigen Fragen zu stellen, anstatt vorschnelle Antworten in alltagsweltlichen Vorurteilen zu suchen.

Im Verhältnis zur katholischen Kirche und dem dort existierenden Zölibat gibt es beispielsweise die Vorstellung, dass im evangelischen Raum ein liberaleres Sexualitätsverständnis vorherrsche und die Ehe von Geistlichen gewissermaßen präventiv wirke. Daher liegt auch die Verknüpfung zu solchen sexualpädagogischen Perspektiven nahe, die für eine Befreiung der Sexualität eintraten. Neben diesen finden sich explizit aber auch konservative und evangelikale Positionen, welche durch ihre Opposition zur Liberalisierung und ihre Negierung von Sexualität andere Arten sexualisierter Gewalt aus dem Fokus nehmen oder implizit begünstigen.

Würden wir in der Forschung ausschließlich den zuerst genannten Vorannahmen folgen, liefen wir Gefahr, autoritäre Verhältnisse und Vorstellungen in der

evangelischen Kirche und ihren Kontexten zu übersehen. Wir würden auch den Forschungsstand ignorieren, wonach auch in evangelischen pädagogischen Einrichtungen Sexualität negierende oder abwertende Praktiken vollzogen wurden. Daher sprechen wir in unserem Vorhaben von sexualpädagogischen Diskursen statt von der Sexualpädagogik. Sexualpädagogische Diskurse beziehen sich in unserer Lesart auf den Zusammenhang von Sexualität und Generationenverhältnis. Diese Perspektive weitet den Blick auf solche Phänomene, die nicht direkt als Sexualpädagogik zu erkennen sind, in denen aber das Sexualitäts- und Generationenverhältnis zueinander bestimmt werden. Je nach kontext- und zeitspezifischer Interpretation dieses Verhältnisses können unterschiedliche Folgen für den Schutz vor oder die Begünstigung von sexualisierter Gewalt daraus resultieren.

Solche Fragen zielen auf den Denk- und Möglichkeitsraum, der es Tätern erleichtern oder erschweren kann, ihr Handeln durchzusetzen, zu „legitimieren“ oder der Wahrnehmung zu entziehen. Auch an dieser Stelle sind Vereinseitigungen zu vermeiden: Die Einzelnen – seien sie Täter, Zuschauende oder Eingreifende – sind verantwortlich für ihr konkretes Handeln, jedoch sind es die Strukturen, die ihnen einen Rahmen dafür schaffen können oder sie bremsen könnten. Forschung hat diese Wechselseitigkeit zu erschließen, wenn sie eine Sachkenntnis hervorbringen will, die Grundlage der institutionellen Verantwortungsübernahme sein kann. Kippt die Interpretation auf die eine (personelle) oder andere (strukturelle) Seite allein, kann daraus erneut eine Verantwortungsabwehr folgen. Eine Abwehr von Verantwortung aber können sich weder die Wissenschaft noch die (kirchlichen) Institutionen oder die Gesellschaft insgesamt auf diesem schmerzhaften Feld leisten. ◀

„Die Allfähigkeit alles Irdischen“

Eine E-Mail-Diskussion über Michael Triegels umstrittenes Altarbild im Naumburger Dom

JOHANN HINRICH CLAUSSEN UND KARL TETZLAFF

Über kaum ein Kunstwerk wurde in der evangelischen Kirche zuletzt mehr debattiert als über das Altarbild des Künstlers Michael Triegel für den Dom zu Naumburg. Aus Sicht der UNESCO gefährdete es den Weltkulturerbestatus des Doms. Nun wurde es erst einmal entfernt. Zu Recht? Eine E-Mail-Diskussion zwischen Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter der EKD, und dem Theologen Karl Tetzlaff von der Universität Halle-Wittenberg.

Johann Hinrich Claussen: Über dieses Kunstwerk wurde in den vergangenen Monaten heftig gestritten: Michael Triegels Altarbild für den Naumburger Dom. Doch dabei ging es um Fragen des Denkmalschutzes. Darf das Bild hier stehen? Und wer entscheidet darüber? Was bisher gefehlt hat, ist eine ästhetische und theologische Auseinandersetzung mit diesem Kirchenkunstwerk. Das wollen wir jetzt versuchen. Sie haben über die Romantik einen Zugang zu Triegels Retabel gefunden. Das finde ich interessant. Aber Sie müssen es mir erklären.

Karl Tetzlaff: In diesem Bild sehe ich Grundimpulse der Romantik zum Ausdruck gebracht. Besonders dadurch, dass dort Alltagsmenschen, zum Beispiel die Tochter des Künstlers als Maria, dargestellt werden als Mitwirkende in einem heiligen Spiel: Das Heilige zeigt sich hier im Profanen, im Endlichen, und das Endliche ist Teil des Heiligen. Jeder Mensch kann zum Bild des Göttlichen werden. Das ist eine ur-romantische Idee. So hat Novalis von der „Allfähigkeit alles Irdischen“ gesprochen, „Brot und Wein des ewigen Lebens“ zu sein. In diesem Sinn hat Triegel keine idealen Heiligenfiguren gemalt, sondern Menschen wie dich und mich, die in seinem Bild zu Repräsentanten des Heiligen werden können. Und dazu sind wir demnach alle fähig, was uns die Betrachtung

des Altarbilds erleben lassen kann. In mehreren Interviews hat Triegel zudem erklärt, er teile die Auffassung der Romantik, einerseits der aufgeklärten Dekonstruktion des alten Gottesbildes zu folgen, andererseits aber darüber hinauszugehen und einen neuen ästhetischen Zugang zum Göttlichen eröffnen zu wollen.

Johann Hinrich Claussen: Triegel folgt also dem Novalis'schen Programm, „die Welt zu poetisieren“. Das kenne ich aus der Gegenwartslyrik, allerdings auf eine andere Weise. Dort werden keine fixen Bilder gezeichnet, sondern es wird in Brüche hinein und ins Offene hinaus gedichtet. Deshalb verbinde ich mit Romantik auch Uneindeutigkeit, Doppeldeutigkeit, Offenheit, Spiel und Ironie. Ich würde also an dieses Bild die Frage stellen, ob hier nicht Vorstellungen festgeschrieben werden. Die Malweise ist außerordentlich akkurat, geradezu hyperrealistisch. Wo bleibt hier die Mehrdeutigkeit, das Gebrochene, aber auch das Dunkle und das Geheimnisvolle? Dies alles gehört doch auch zur Romantik.

Ein Perfektionswille

Karl Tetzlaff: Da würde ich in die Zeit der historischen Romantik zurückgehen und mich der Künstlergruppe der Nazarener zuwenden, die sehr ähnlich gemalt haben wie Triegel heute. In perfektionistischer Weise haben sie versucht, die Kunst der Renaissance nachzuahmen. Darin zeigt sich zunächst nichts Ironisches oder Gebrochenes, sondern ein Perfektionswille, der alles festschreibt. Aber wenn man genauer und tiefer schaut, sieht man, dass ihre Bilder modern sind und Zeitgenossenschaft beanspruchen. Denn sie eignen sich eine Kunst – und Religion – der Vergangenheit so an, dass sie damit das Bewusstsein zum Ausdruck bringen, dass alles Wesentliche schon vor langer Zeit geschaffen wurde und wir heute nur noch durch die Imitation künstlerisch – und religiös – wirksam sein können. Uns bleibt allein die Nachahmung. Im Bewusstsein des historischen Abstands und der eige-

nen Epigonalität liegt eine fundamentale Brechung.

Johann Hinrich Claussen: Albert Schweitzer hat diese Empfindung einmal so auf den Punkt gebracht: „Wir sind ja alle doch nur Epigonen.“ Aber er hat ganz andere Konsequenzen daraus gezogen. Er hat nämlich den Versuch unternommen, eine überreligiöse Religion zu entwerfen, die in der „Ehrfurcht vor dem Leben“ besteht. Aus der Einsicht in die Tragik der eigenen Position folgt also bei ihm der Aufbruch in etwas Neues, Grenzüberwindendes,

*Ist das nicht
der bessere Weg, die
bessere Kunst?*

Nicht-mehr-Traditionales. Dies kann man auch bei anderen Romantikern entdecken. Es gab ja nicht nur die Nazarener, die das Alte eifrig nachgemalt haben. Es gab auch Caspar David Friedrich, der neue Bildwelten geschaffen hat – offene Kunstwerke, in deren Betrachtung sich der Sinn und Geschmack für das Unendliche einstellen können. Diese Gestalt von Romantik hat nicht die herkömmliche christliche Ikonographie wiederholt, sondern übersymbolische Bilder geschaffen. Ist das nicht der bessere Weg, die bessere Kunst?

Karl Tetzlaff: In der Kunst der Nazarener und von Triegel steckt das Eingeständnis, dass man das Göttliche nicht mit den Mitteln der Gegenwart, sondern nur mit denen der Vergangenheit zur Darstellung bringen kann. Das ist auch das Eingeständnis einer Unfähigkeit und eines Verlustes. Zugleich wird aber ein gangbarer Weg skizziert: Wir können uns die bildnerischen Mittel der Geschichte aneignen und mit ihnen arbeiten. Das kann sogar etwas Heiteres und Spielerisches an sich haben: Wir müssen der Tradition nicht gehorchen, aber wir können frei aus ihr schöpfen. So zitiert und variiert Triegel alte Muster, aber er imitiert sie nicht eins zu eins. Die Gesichter des Naumburger Retabels entsprechen ja nicht den Gesich-

Der Marienaltar im Naumburger Dom mit den beiden originalen Flügeln von Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553) und dem Mittelteil von Michael Triegel (geb. 1968).

tern der Renaissance-Malerei. Sie haben etwas Modern-Digitalfotografisches.

Johann Hinrich Clausen: Aber erschöpft sich diese Malerei dann nicht in einem bestimmten, kurzlebigen Effekt? Viele, die dieses Bild das erste Mal gesehen haben, waren sofort angesprochen, irritiert, ange-rührt, weil sie hier Menschen wie du und ich vor sich sahen. Doch mir stellt sich hier die Frage, ob die besondere Befähigung des Künstlers nicht zu einer Falle werden kann. Triegel vermag technisch so perfekt zu malen, dass er fast automatisch einen Aha-Effekt erzielt, bei dem aber etwas fehlt, was für ein modernes protestantisches Christentum wesentlich ist, nämlich die Einsicht, dass Jesus und Maria anders waren, als wir es heute sind. Ein emphatisches Epigonentum kann es für uns nicht geben, weil wir uns nur über den Abstand, über den Bruch, durch die Reflexion hindurch auf Christus beziehen können. Als aufgeklärt-romantischer Protestant möchte ich dieses Bild deshalb fragen, ob es nicht versucht, eine alte Ordnung allein dadurch zu vergegenwärtigen, dass die Figuren ausgetauscht werden – die Ordnung selbst aber intakt bleibt. Genau das ist sie aber für mich nicht mehr. Deshalb finde ich es auch problematisch, wenn hier die Gegenständlichkeit, die Objektivität des Glaubens nicht auf irgendeine künstlerische Weise in Frage gestellt wird.

Für Alltagsmenschen

Karl Tetzlaff: Na ja, es ist ein Marienaltar für eine Gottesdienstgemeinde. Ihr soll etwas vor Augen gestellt werden, worauf sie sich positiv beziehen kann. Und die Bezugnahme aufs Göttliche, die das Altarbild vermitteln will, ist ja schon dadurch gebrochen, dass die abgebildeten Alltagsmenschen nicht exklusiv für das durch sie Dargestellte stehen. Hinzu kommt meine eigene Perspektive als Betrachter. In seiner Leipziger Poetikvorlesung „Der göttliche Blick“ beschreibt Triegel seine Werke als Angebote, die Welt mit seinen Augen zu sehen und sich dazu je individuell in Beziehung zu setzen. Den einen „göttlichen



Blick“ gibt es demnach nicht. Die religiöse Kraft auch des Naumburger Altars bleibt davon abhängig, was unser je eigenes Sehen mit dem Bild und mit uns selbst macht. Bezüglich der im Altarbild dargestellten Ordnung gibt es etwas anderes, das ich problematisch finde, nämlich die Darstellung von Dietrich Bonhoeffer. Seine Aufnahme in das Bild folgt einem Wunsch der Auftraggeber. Aber sie passt nicht zu Triegels Konzept: Er will normale Menschen zu Repräsentanten der heiligen Geschichte machen. Bonhoeffer aber war eine exzeptionelle Gestalt und wird wegen seiner Märtyrerrolle dargestellt. Sein Porträt fällt aus dem Bild heraus.

Johann Hinrich Clausen: Diesen Einwand teile ich, auch weil mir manche Erscheinungsformen eines kirchlichen Bonhoeffer-Kults suspekt sind: Indem man ihn als evangelischen Heiligen verehrt, stiehlt man sich aus der eigenen Geschichte und Gegenwart. Hier haben die Auftraggeber den Künstler dazu verleitet, von seiner Bildidee abzuweichen. Kein Wunder, dass dieses Detail malerisch nicht überzeugt. Nebenbei bemerkt: Ich frage mich auch,

ob es eine gute Idee war, die Paulus-Figur nach dem Porträt eines orthodoxen Juden aus Jerusalem zu gestalten – das wird doch beiden nicht gerecht. Doch wichtiger ist mir ein anderer möglicher Kritikpunkt. Bei Triegel ist – wie bei den Nazarenern – alles so gut sichtbar, so hell ausgeleuchtet, so schön. Wenn man aber den gewünschten Ort dieses Retabels anschaut, den großartigen Westchor des Naumburger Doms,

Triegel will normale Menschen zu Repräsentanten der heiligen Geschichte machen.

dann begegnen einem dort Figuren, die voller Schmerz und Geheimnis sind. Es ist Dunkles um sie und in ihnen. So lösen die Bilder des Gekreuzigten, seiner Mutter und seines Lieblingsjüngers am Lettner Mitleid aus, die mysteriösen Stifterfiguren im Westchor dagegen eine schwer in Worte zu fassende Faszination. Hätte Triegel sich darauf nicht mehr einlassen müssen? Es fällt



Foto: epd

ja auf, dass Leiden, Schmerz und Geheimnis in seinem Bild fast fehlen.

Karl Tetzlaff: Das sehe ich anders. Denn man geht, wenn man durch die Tore des Lettners geht, an der Kreuzigungsgruppe vorbei. Man geht also durch die Passion hindurch und gelangt erst dann vor Triegels Marienaltar, wo sich einem eine Aussicht der Hoffnung und Erlösungsnähe öffnet. Als ich ihn mir im Oktober angesehen habe, habe ich es genau so erlebt. Als ich durch den Lettner ging, den Westchor durchschritt, geschah bei mir wirklich etwas: ein innerliches Aufleben, ganz unmittelbar.

Strahlend weiß

Johann Hinrich Claussen: Mir ging es genau anders: Als ich im Westchor war und das Bild sah, ging ich spontan einen Schritt zurück.

Karl Tetzlaff: Damit keine Missverständnisse aufkommen: Ich bin nicht auf die Knie gefallen. Aber ich habe mich gefreut. Warum sollte das nicht erlaubt sein? Meine

Freude an der Schönheit des Bildes folgt ja dem Nacherleben der Passion am Lettner.

Johann Hinrich Claussen: Das Stichwort „Schönheit“ finde ich interessant. Damit ist etwas sehr Wichtiges bezeichnet. Ich selbst bin gelegentlich des steril gewordenen Dogmas müde, dass Kunst immer verstörend und hässlich zu sein habe. Warum nicht auch mal „Schönheit“? Die Frage jedoch ist, was für eine Schönheitsvorstellung sich hier zeigt. Schauen wir uns diese Maria und – auf der Rückseite – diesen Christus an: Sie sind in der Tat schön. Aber begegnet einem hier nicht ein ziemlich normal-genormtes Ideal? Und beide sind strahlend weiß. Ich will hier nicht den Moralisten spielen – oder gar gegen Triegel den Rassismusvorwurf erheben. Doch würde ich von einem Künstler, der heute Maria und Christus malt, erwarten, dass er sich gedanklich und malerisch mit drei Problemen auseinandergesetzt hat: Erstens unserem historischen Wissen darum, dass beide nicht dem Abend-, sondern dem Morgenland entstammen, zweitens, dass sich mit ihrer Weißheit eine

Problemgeschichte verbindet, drittens, dass Normschönheit ein zentrales Instrument des Konsumkapitalismus ist. Ist das hier ausreichend reflektiert worden?

Karl Tetzlaff: Ist eine solche Vereindeutigung nicht die Problematik von allen Marien- und Christusdarstellungen? Triegel hat erklärt, dass er absichtlich diese Schönheit malt, um Menschen in das Bild zu ziehen, um sie dann in eine vertiefte Auseinandersetzung zu verwickeln. Manche werden sagen, dass das „ihre“ Maria ist, andere dagegen, dass sie eine völlig andere Vorstellung

*Wir werden
ununterbrochen mit perfekter
Schönheit bombardiert.*

von ihr haben. Genau darauf zielt Triegel ab. Würde eine abstraktere, diffusere Darstellung Vergleichbares auslösen? Ich wäre mir da unsicher. Außerdem liegt der von Ihnen kritisierten Schönheit eben ein differenziertes Programm zugrunde, das Triegel einmal so auf den Punkt gebracht hat: „Jedes Bild ist eine Näherung. Für mich geschieht diese Näherung über das Gute, Schöne und Wahre im Menschlichen. Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden, der Vater spiegelt sich in der Menschheit des Sohnes und deshalb kann das Menschliche ein Spiegel des Göttlichen sein. Immer wissend, dass es nur ein Spiegel ist.“

Herrliches Credo

Johann Hinrich Claussen: Das ist das herrliche Credo der Renaissance. Aber wir leben in der Gegenwart, die auch dadurch gekennzeichnet ist, dass wir von unzählbaren Schönheitsbildern umgeben sind. Wir werden ununterbrochen mit perfekter Schönheit bombardiert. Bräuchten wir deshalb nicht andere, weniger perfekte, weniger genormte, öffnende und befreiende Bilder des Schönen?

Karl Tetzlaff: Triegel hat einmal gesagt, dass man heute wohl nur noch einen Skandal auslösen kann, indem man gerade nicht provoziert und sich dem Skandalträchtigen entzieht. Auf seine Weise wollte er ein – nicht konfessionell verstanden – katholisches Bild schaffen: allumfassend, einladend und gemeinschaftsstiftend, über das Menschen sich heute die christliche Heilsgeschichte aneignen und dem Göttlichen im Menschen annähern können. ◀

Oft zu einseitig

Warum sich die Kirche als Institution sparsamer zur Tagespolitik äußern sollte

MICHAEL ROTH

Wie und auch wie häufig soll sich die Kirche offiziell und als Institution zur aktuellen Politik äußern? Unseren Autor Michael Roth, Professor für Systematische Theologie in Mainz, befällt oft ein ungutes Gefühl angesichts seiner Meinung nach zu vieler und zu einseitiger tagespolitischer Statements, wie er es zum Beispiel immer wieder auf Synoden erlebt.

Klagen darüber, dass sich die Kirchen mit ihren ethisch-moralischen Statements zu oft in die Politik einmischen, sind bereits wiederholt laut geworden, ebenso, dass sie in ihren Statements zu stark gesinnungspolitisch argumentieren und sich so nicht selten in weltfremden Forderungen in predigtartigem, moralisierendem Ton ergehen. Auch Widerspruch gegen diese Kritik ist nicht ausgeblieben: So wird die Notwendigkeit kirchlicher Worte betont, indem auf den zunehmend deutlicher werdenden Orientierungsbedarf in der Öffentlichkeit moderner Zivilgesellschaften verwiesen wird und den Auftrag der Kirche, sich bei der Gestaltung der Gesellschaft einzubringen.

Die Frage, ob Kirche politisch sein soll oder nicht, ist offenkundig nicht weiterführend, scheint doch unstrittig zu sein, dass Christinnen und Christen nicht po-

Niemand wird bestreiten, dass die öffentliche Stimme zuweilen gefordert ist.

litisch abstinent sein sollen, sondern sich auch politisch äußern und betätigen. Und ebenso wird niemand bestreiten, dass auch die Kirchen nicht schweigen dürfen, wenn denn ihre Stimme gefordert ist und sie bereit sind, tatsächlich gegen herrschende Auffassungen ihre Stimme zu erheben. Dennoch gibt es strittige, durchaus offene

Fragen. Diese drängten sich mir auf, als ich im Januar dieses Jahres als Vertreter der Mainzer Evangelisch-Theologischen Fakultät an der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) in Düsseldorf teilnehmen durfte. Aus der Veranstaltung bin ich mit einem gemischten Gefühl gegangen, irgendetwas schien schief. Dabei ist das, was verhandelt wird, meistens gar nicht problematisch. Ich möchte von hier aus einige grundsätzliche, über die Synode hinausgehende Fragen formulieren, die meine Suchbewegung dokumentieren.

Fokus auf Amtsinhaber

Erstens: Besteht das politische Handeln der Kirche in erster Linie in den (in Mikrofone von Journalisten gesprochenen oder von der Kanzel verkündeten) Statements kirchlicher Amtsinhaber:innen und Erklärungen von Synoden oder nicht vielmehr in dem Wirken von Christinnen und Christen in Politik und Gesellschaft? Man hat den Verdacht, dass der Fokus bei der Frage nach dem Verhältnis von Politik und Kirche einseitig auf kirchlichen Amtsinhaber:innen und von ihnen maßgeblich geprägten Synoden liegt, statt auf dem, was Christinnen und Christen konkret in der Gesellschaft tun. Diese Ausrichtung des Scheinwerfers passt zusammen mit der Tendenz der klerikalisierenden und katholisierenden Aufrüstung der Geistlichen innerhalb weiter Teile der evangelischen Landeskirchen.

So machte nicht zuletzt der Göttinger Kirchenhistoriker und Leibniz-Preisträger Thomas Kaufmann auf diese Tendenz innerhalb des Protestantismus aufmerksam, die sich bereits in der Sprache niederschlägt: Es werde beispielsweise vom „Regionalbischof“ statt dem „Landessuperintendenten“ geredet, von „Prälat“ statt einer „kirchenleitenden Person“. Auch in der Kleidung manifestiert sich diese Tendenz: Der Collar ist – gerade bei jungen Pfarrerrinnen und Pfarrern – schon lange keine



Seltenheit mehr und so mancher evangelische Bischof möchte auf den (die Soutane zitierenden) Lutherrock nur ungerne verzichten. Kirche wird zu stark mit Kirchenleitung identifiziert, das Priestertum aller Glaubenden scheint zugunsten eines Quasi-Lehramtes in den Hintergrund zu treten.

Dabei stellt sich die Frage, ob die Verbindung zwischen politischem Protestantismus und Kirchenleitung überhaupt günstig ist. Die Gefahr ist unübersehbar, dass politisch-gesellschaftliche Stellungnahmen in den Verdacht geraten, durch moralisches Labeling lediglich Marketing zu betreiben. Hier sei nur an den Beschluss zum freiwilligen Tempolimit auf Dienstfahrten bei der EKD-Synode im November 2022 in Magdeburg erinnert (vergleiche zz 12/2022), der von den meisten mir bekannten Personen als unangenehmes *moral grandstanding* empfunden wurde, das Imagepflege für die Organisation Kirche



„Keep it in the ground“ – Blick ins Plenum der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland am 16. Januar 2023.

machen sollte. Offenkundig konnte die Mehrheit der Synode auf die kluge Warnung der Ratsvorsitzenden Annette Kurschus nicht eingehen, dass es „nach hinten losgehen“ könne, wenn die Evangelische Kirche zu sehr in einem moralischen Ton aufträte.

Von den Münchner Theologen Reiner Anselm und Christian Albrecht stammt der durchaus überlegenswerte Vorschlag, dass zu gesellschaftlichen Fragen sich primär andere Christinnen und Christen äußern sollten als die Kirchenleitung, weil das, was kirchenleitende Personen sagen, häufig bloß als Lobbyarbeit für die Organisation wahrgenommen werde. Es scheint in der Tat sinnvoll, wenn in gesellschaftlichen Fragen auch solche Christinnen und Christen exponiert zu Wort kommen, die in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft als Christinnen und Christen ihre Arbeit am konkreten Ort mit konkreter Sachexpertise vollziehen. Menschen, die anders als kir-

chenleitende Personen und Synoden nicht von außen schauen, sondern in den Situationen stehen, die sie auch tatsächlich zu verantworten haben, und es sich daher gar nicht leisten können, sich in weltfremden Forderungen zu gefallen.

Permanent im Widerstand?

Zweitens: Dass die Organisation Kirche auch ein notwendiges Wort reden darf, ja reden muss, wenn es in Staat und Gesellschaft erforderlich ist, ist unstrittig. Zur Frage aber steht, ob sie alle tagespolitischen Geschehnisse fortlaufend analysieren, kommentieren und bewerten muss. Könnte es nicht ein Problem sein, dass sich die Kirche permanent in der Situation des Widerstandes befindlich sieht, bei dem sie dem „Rad in die Speichen fallen“ muss (Dietrich Bonhoeffer)? Man hat den Eindruck, dass die Kirche in ihren häufigen Kommentaren nicht davon auszugehen

scheint, dass wir in einem funktionierenden demokratischen Gemeinwesen leben, in einem „Staat mit Ordnung und Recht“ (Dietrich Bonhoeffer), in dem die pluralen Entscheidungsprozesse mit Hilfe von – durch rechtliche Regeln beschriebenen – Verfahren ausgehandelt werden. Gibt es kein Bewusstsein von der Unterschiedlichkeit der Regimenter und den unterschiedlichen Aufgaben von (funktionierendem) Staat und Kirche? Wird nicht allzu oft und unüberlegt die Situation von Barmen heraufbeschworen – freilich zu weitaus ungefährlicheren Zeiten, in denen statt Mut auch ein Sich-mutig-Fühlen ausreicht?

Die große Vielzahl der kirchlichen Stellungnahmen zu den unterschiedlichen Sachthemen führt nicht selten zu

Zuweilen scheint die Kirche analytische Generalkompetenz zu beanspruchen.

einem Unbehagen in der Gesellschaft, für das kirchliche Vertreter:innen auffallend unsensibel zu sein scheinen: Vielen Menschen stößt auf, dass hier ein ethischer Avantgardeanspruch gegenüber der Gesellschaft geltend gemacht wird, der analytische Generalkompetenz und moralische Überlegenheit in allen Fragen beansprucht. Nicht unerwähnt bleiben sollte allerdings, dass die seit 2021 neue Ratsvorsitzende hier offenbar einen anderen Weg beschreitet und nicht in jedes hingehaltene Mikrofon redet und nicht jede Chance auf eine Beteiligung an einer Talkshow nutzt. Sie hat auch schon – das war man gar nicht mehr gewohnt – bei einigen Fragen deutlich gemacht, dass sie keine eindeutige Antwort habe.

Drittens: Worin sieht die Organisation Kirche ihren Beitrag für Politik und Gesellschaft. Darin, Politik möglich zu machen, oder darin, selbst Politik zu machen? Es besteht ein erheblicher Unterschied, ob der Kirche daran gelegen ist, einen Beitrag für Politik und Gesellschaft zu leisten, indem sie zu einer rationalen und pluralen Meinungsbildung beiträgt, oder ob sie ihre Aufgabe darin sieht, selbst eine bestimmte politische Meinung zu vertreten.

Im letzteren Fall kann die Gefahr kaum gebannt werden, dass nicht mehr deutlich ist, dass man als Christin und als Christ zu ganz unterschiedlichen politischen Überzeugungen kommen kann und auch darf.

Foto: epd

Zu oft wird suggeriert, es gebe nur noch eine einzige evangeliumsgemäße politische Position.

Viertens: Werden nicht zu viele Positionen mit einer christlichen Begründung versehen, sodass jeder ergebnisoffene Abwägungsdiskurs abgeschnitten und die jeweilige Position durch Berufung auf höhere religiöse Wahrheiten als sakrosankt hingestellt wird? Dieses Verfahren wird häufig durchaus bewusst initiiert, etwa wenn auf kirchlichen Synoden den jeweiligen Aus-

dies bei anderen Organisationen und ihren Bestrebungen zur Treibhausneutralität auch der Fall ist, sondern zusätzlich angeführt werden muss, dass wir dies tun, um Gottes Auftrag zur Bewahrung der Schöpfung zu erfüllen. Offensichtlich brauchen manche Christinnen und Christen neben schnöden Motiven immer auch ein edles Motiv, das sie moralisch aus der Gruppe derer heraushebt, die das Gleiche mit einer minderen Gesinnung tun.

Allerdings wird diese theologische Begründung von Außenstehenden häufig als Unaufrichtigkeit hinsichtlich der eigentlichen Beweggründe wahrgenommen. Wäre es nicht etwas unehrlich, wenn ich mein morgendliches Auftragen einer Feuchtigkeitscreme damit begründe, dass ich dies aus dem Grund tue, um Gottes Auftrag zur Bewahrung seiner schönen Schöpfung auszuführen? Man kann Friedrich Nietzsche schon manchmal Verständnis entgegenbringen, wenn er im Antichristen schreibt: „Wer Theologen-Blut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich.“

Eindeutige Überschrift

Fünftens: Fraglich ist auch, ob die kirchlichen Erklärungen und Stellungnahmen sich politisch häufig nicht zu einseitig auf eine bestimmte politische Seite schlagen. In der öffentlichen Wahrnehmung des Protestantismus scheinen die evangelischen

Landeskirchen als Moraliserinnen in bestimmter politischer Parteigängerschaft wahrgenommen zu werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich an die Erklärung erinnern, die im Januar 2023 auf der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland zu Lützerath verabschiedet wurde: Die Synode bringt zum Ausdruck, dass sie die Sorge der Protestierenden um die Auswirkung der Kohlestromversorgung auf das Klima teilt, und fordert daher ein sofortiges Moratorium, das allen Beteiligten die Zeit lassen soll, die Notwendigkeit der Kohleförderung in Lützerath zu überprüfen. Allerdings ist es der rheinischen Synode dann doch nicht gelungen, einen offenen Diskussionsprozess mit offenem Ergebnis zu initiieren und tatsächlich auszuhalten, wie sie es im Text vorgibt. Daher gibt die Synode ihrer Erklärung eine eindeutige Überschrift, die bereits unumstößlich festschreibt, was mit der Kohle zu geschehen hat: „Keep it in the ground“. Darüber hinaus ist „Keep it in the ground“ natürlich das Schlagwort, das die Klimaaktivist:innen selbst verwenden, sodass die Positionierung wieder ebenso eindeutig wie einseitig ist.

Die Synode hielt es demgegenüber offenbar nicht für notwendig, sich in ihrer Erklärung von der Gewalt zu distanzieren, derer sich einige (wenige) Klimaaktivistinnen und Klimaaktivisten befleißigt hatten, und sie sah sich auch nicht dazu berufen, einmal den Polizeikräften zu danken, die

In synodalen Ausschüssen sind einige biblische Floskeln zuweilen schnell zur Hand.

schüssen zur Aufgabe gemacht wird, bestehenden Erklärungen noch (nachträglich) eine theologische Begründung hinzuzufügen. In der Regel wird dies dann schwungvoll und eifrig in Angriff genommen, sind Bibelverse doch schnell zur Hand und einige theologische Begriffe oder gar Floskeln (zum Beispiel Gottebenbildlichkeit, Bewahrung der Schöpfung, Liebesgebot) können durchaus variabel und flexibel eingesetzt werden.

Im Blick auf die rheinische Synode 2023 erschließt sich mir beispielsweise nicht, wieso für die Erklärung, die kirchlichen Gebäude bis 2035 treibhausneutral zu ertüchtigen, nicht eine politische, wirtschaftliche und ökologische Begründung ausreicht, wie



Foto: dpa

Gewalt ausgesetzt waren, die sich beschimpfen lassen mussten, um dann noch Prominente wie Luisa Neubauer vom Feld zu tragen, die sich mit Leidensmiene geschickt als Opfer zu inszenieren wussten.

Mitleidige Verachtung

In seinen Untersuchungen zur Apologetik hat der Erlanger Theologe Werner Elert vor gut einhundert Jahren formuliert, dass der Anbiederung in der Regel kein Erfolg beschieden sei, vielmehr werde die Verachtung meistens nur umso größer. In der Tat: Wenn kirchenleitende Vertreterinnen und Vertreter sich anbiedern, indem sie die „Letzte Generation“ mit standing ovations bedenken und sich dabei noch als unbequeme Revolutionäre gerieren, löst dies bei den meisten bestenfalls mitleidige Verachtung aus. Gegenwärtig ist aber statt Verachtung größtenteils lediglich Gleichgültigkeit zu beobachten. Alle, die auf der rheinischen Synode einen Blick in den äußerst großzügig bemessenen Pressebereich geworfen haben, werden nicht umhinkommen, dies bestätigen zu müssen: Die Stühle waren meistens sämtlich leer, ich selbst habe nur einen Vertreter vom *epd* wahrgenommen. Und auch die Berichterstattung im Netz hat sich größtenteils auf den Seiten der EKIR (und EKD) abgespielt.

Kann das ernsthaft verwundern? Was die Synode zum Klima, zum Ukrainekrieg, zu der Situation im Iran und zu Lützerath sagt, war ebenso langweilig und vorhersehbar wie das, was ein Tabakkonzern zu den Gesundheitsrisiken des Rauchens sagt. Steht angesichts dieses Befundes nicht zu befürchten, dass, sollte eine Synode tatsächlich einmal etwas Relevantes zu sagen haben, dies in den vielen Belanglosigkeiten und Selbstverständlichkeiten des *moral grandstanding* unterzugehen droht? ◀

INFORMATION

Michael Roth: Über kirchliche Propheten mit Tarifvertrag – Plädoyer für eine moralische Abrüstung. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 143 Seiten, Euro 17.–

Umweltaktivistin Luisa Neubauer wird in Lützerath von Polizisten weggetragen, Januar 2023.

Wollen wir gewinnen?

Die Bilanz bei den UN-Nachhaltigkeitszielen ist schlecht

STEPHAN KOSCH

Wenn bei einem Fußballspiel eine Mannschaft in der ersten Halbzeit schwach gespielt hat, hinter den selbstgesteckten Zielen zurückliegt, ist noch nicht alles verloren. So manches Match wurde noch in der zweiten Halbzeit gedreht, manchmal sogar bei hohem Rückstand. Aber dazu muss ein Ruck durch die Mannschaft gehen, sie muss mit einer anderen Einstellung zurück auf den Platz, vielleicht auch mit dem einen oder anderen neuen Spieler. Und es braucht klare Worte des Trainers, eine Kabinensprache, die die Misere klar schildert und zum Bessermachen motiviert. Eine solche kam kürzlich aus New York, genauer aus dem Büro des UN-Generalsekretärs António Guterres. Anlass ist die Halbzeitbilanz der nachhaltigen Entwicklungsziele, kurz SDGs oder auch Agenda 2030 genannt. 2015 haben sich die UN-Mitgliedstaaten auf die 17 Ziele geeinigt, ein umfassender Fahrplan für eine bessere Welt, der saubere Umwelt, gerechte Gesellschaften, Wohlfahrt und wirtschaftliche Entwicklung miteinander verknüpft. Und das nicht nur für die Entwicklungsländer, sondern für alle Staaten. Denn auch Deutschland hat etwa mit Blick auf Gleichstellung, Bildungsgerechtigkeit, Gesundheitsvorsorge und Klimaschutz noch „Potenzial nach oben“.

Bis 2030 sollen die 17 Ziele und die 169 Unterziele erreicht sein, aber die Halbzeitbilanz fällt schlecht aus. Nur bei 12 Prozent der 140 untersuchten Ziele ist das Team der Weltgemeinschaft im Plan, bei mehr als einem Drittel gab es keinen Fortschritt, manchmal sogar Rückschritte, beim Rest hinken wir den Zielen hinterher. „Die SDGs verschwinden im Rückspiegel und mit ihnen die Hoffnungen

und Rechte der gegenwärtigen und kommenden Generationen“, erklärte Guterres vor wenigen Wochen. Als Gründe nannte er die Covid-Pandemie, den Krieg in der Ukraine und die bereits

spürbaren Folgen des Klimawandels. Wenn wir in diesem Tempo weitermachen, so Guterres, werden 2030 noch 575 Millionen Menschen in extremer Armut leben, wird es noch 286 Jahre dauern, bis die Gender Gaps geschlossen sind, und 300 Millionen Kinder und Jugendliche werden weiterhin nicht

schreiben und lesen können.

Ok, Trainer, wie drehen wir das Spiel? „Der SDG-Gipfel im September muss einen Wendepunkt markieren.“ Dann sind die Staats- und Regierungschefs nach New York geladen. Und neben markigen Worten nennt Guterres auch konkrete Handlungsfelder. Zum Beispiel die weltweite Finanzarchitektur verbessern, aber auch mehr Geld für die SDGs bereitstellen, 500 Milliarden Euro pro Jahr.

Doch es geht es auch darum, im eigenen Land die Agenda 2030 als Querschnittsaufgabe in allen Politikfeldern ernst zu nehmen, denn 65 Prozent der Ziele liegen in der Verantwortung der regionalen Politik. Auch die Zivilgesellschaft, nicht zuletzt die Kirchen, muss ihren Anteil leisten. Wie das genau aussehen kann, wird in den kommenden Wochen an verschiedenen Orten besprochen, etwa beim Kirchentag in Nürnberg oder auf einer hochrangigen Konferenz in Berlin, zu der EKD, Brot für die Welt, Diakonie Deutschland und die Akademie des Versicherers im Raum der Kirchen viele Expert:innen einladen. Wichtig bei all diesen Beratungen ist die Grundhaltung: Das Spiel ist noch nicht verloren.

Aber wir müssen gewinnen wollen! ◀



Foto: Rolf Zöllner



RUTH GÜTTER

Ethik des Genug

Warum es eine Begrenzung oder gar ein Weniger an Verbrauch und Konsum braucht.

Seite 24

CHRISTIAN FIRUS

Glücksrezept

Verzichten lernen bedeutet für viele Menschen das Versprechen von Gewinn.

Seite 27

DOMINIK ENSTE

Neue Vorbilder

Es ist erfolgreicher, die Gier in produktive Bahnen zu lenken, als sie zu verteuflern.

Seite 30



Foto: akg

Weniger ist mehr

Seit Jahrzehnten sind viele Menschen in Deutschland daran gewöhnt, Nahrungsmittel aus allen Kontinenten zu konsumieren, leistungsstarke Autos zu fahren und ferne Urlaube zu planen. Damit soll es jetzt vorbei sein. Denn ohne Einschnitte und damit zwangsläufig ohne Verbot und Verzicht werden die Herausforderungen des Klimawandels und der Umweltzerstörung nicht zu meistern sein. Massive Abwehrreaktionen gegenüber Transformation und Verzicht greifen um sich. Dabei ist der ökologische Fußabdruck von Wohlhabenden signifikant größer als der ärmerer Menschen.

KATHRIN JÜTTE/STEPHAN KOSCH

Eine Bürgerpflicht?

Ist Verzicht Bürgerpflicht? Ein Pro und Contra, was zu tun ist, wenn die Ressourcen knapp werden.

Seite 34

INTERVIEW

Das rechte Maß

Unserer Zeit steht ein Nachdenken über Verzicht gut an, sagt der Autor John von Duffel.

Seite 36



Foto: aksg

Die Mannalese. Holzschnitt, anonym, altkoloriert, Deutschland 1507.

Die Suche nach dem rechten Maß

Eine Ethik des Genug ist verbunden mit der Verantwortung für Gerechtigkeit

RUTH GÜTTER

Trotz Klimawandel und ökologischer Katastrophen gehört noch immer ein gewisser Mut dazu, ein „Genug“ oder sogar ein „Weniger“ zu fordern. Dabei beschäftigen sich die Kirchen, auch weltweit, schon lange mit einer Begrenzung des Wachstums. Ruth Gütter, EKD-Referentin für Fragen der Nachhaltigkeit, erläutert, warum.

Angesichts der lebenszerstörerischen Folgen des Klimawandels und der ökologischen Katastrophen wird der Ruf nach einer Transformation von Politik und Lebensstil immer lauter. Kaum jemand, der verantwortlich denkt und handelt, wird diesem Ruf widersprechen. In der Zivilgesellschaft, in der nationalen wie internationalen Politik und auch in der Wirtschaft gibt es dazu inzwischen einen wachsenden inhaltlichen Konsens. Hier ist viel von mehr Nachhaltigkeit, mehr Effizienz im Ressourcenverbrauch, von mehr Innovationen in Forschung, Wirtschaft und Technik die Rede, von denen man sich Lösungen für die ökologischen Probleme der Gegenwart erhofft.

Was dabei jedoch weniger zur Sprache kommt, ist die Forderung nach einer Begrenzung oder gar nach einem Weniger

an Verbrauch und Konsum. Diese Forderung ist keineswegs neu. Schon vor fünfzig Jahre forderte der Club of Rome ein „Ende des Wachstums“. Und auch heute bestätigen führende wissenschaftliche Think-Tanks wie das Wuppertal Institut, dass Suffizienz – also die Frage nach einer Begrenzung und einem Weniger – eine zentrale Frage der Nachhaltigkeit ist. Denn im 20. Jahrhundert ist die Wirtschaft global um das Vierzehnfache gewachsen. In nur 100 Jahren wurde so viel Energie verbraucht wie in den 200 000 Jahren zuvor. Es liegt auf der Hand, dass es so nicht weitergehen kann.

In der Politik scheint Suffizienz jedoch ein Tabu zu sein, an dem niemand rührt, der wiedergewählt werden will. Wer die Frage nach einem Weniger stellt und von Verzicht spricht, wird schnell als moralistisch, elitär oder lebensfeindlich abgewertet. „Das Suffizienzdenken ist ... in der Tendenz ein Angriff auf die kapitalistische Logik“, bemerkt das Wuppertal Institut in einer Studie zur Suffizienz zutreffend. Es gehört also ein gewisser Mut dazu, ein „Genug“ oder sogar ein „Weniger“ zu fordern. Zu den Mutigen gehören neben einzelnen Wissenschaftlern und Buchautor:innen auch die Kirchen in der weltweiten Ökumene, was leider viel zu wenig bekannt ist. Schon in den 1970er-Jahren

haben die Mitgliedskirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) eine Begrenzung des Wachstums gefordert. Seit 2009 tritt die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in mehreren offiziellen Texten und Verlautbarungen für eine Ethik des Genug ein. Suffizienz leitet sich von dem Verb „sub facere“, zu Deutsch „den Grund legen“ (transitiv) beziehungsweise „hinreichen, genug sein“ (intransitiv) ab. Das Oxford English Dictionary übersetzt „was die Erwartungen erfüllt, was Befriedigung schafft, was genug und angemessen ist“. Auffällig ist, dass in dieser ursprünglichen Bedeutung kein Mangel konnotiert ist, sondern positiv von „genug“, „angemessen“ und „hinreichend“ die Rede ist.

Großzügigkeit und Teilen

In der Klimawissenschaft wird Suffizienz vor allem in seiner ökologischen Bedeutung thematisiert. Unter Öko-Suffizienz werden nach der Studie des Wuppertal Instituts Maßnahmen und Instrumente verstanden, mit denen Ressourcen eingespart werden, und zwar dadurch, dass Menschen ihr Verhalten ändern. Weil es dabei vor allem um Verhaltensänderung geht, steht Suffizienz auch in einem engen Verhältnis zu dem, was seit der Antike als das rechte Maß, als gutes Leben oder als Lebenskunst verstanden wird. Ähnliche positive Konnotationen ergeben sich, wenn man nach biblisch-theologischen Ursprüngen des Begriffes „genug“ fragt. Die bekannteste biblische Geschichte ist die vom Manna in der Wüste, das Gott den Israeliten täglich schickt, damit sie in der Wüste überleben können (Exodus 16). Die zentrale Formulierung ist, dass jeder so viel sammeln soll, „wie viel ein jeder braucht“ (Vers 16). Alles, was darüber hinaus gesammelt wurde, verdarb. Es gibt aber auch Quellen, die von „vollem Genüge“ in Form einer Verheißung reden. In Jesaja 30,23 heißt es, dass Gott „deinem Samen, den du auf den Acker gesät hast, Regen geben und dir Brot geben wird vom Ertrag des Ackers in voller Genüge“. In Johannes 10 wird die Mission Jesu so beschrieben: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und volle Genüge“ (Johannes 10,10). Und in 2. Korinther 9,8 wird die Aufforderung zur Großzügigkeit und zum Teilen verbunden mit der Erinnerung an Gottes Zuwendung und Fürsorge.

Interessant ist an diesen biblischen Zeugnissen zum einen, dass „volles Genüge“ mehr umfasst als nur das Materielle. Es ist ein volles, gelingendes Leben ohne Mangel und ohne Leid verheißen, also ein Vorgeschmack auf den zukünftigen Schalom Gottes und als Erinnerung daran, dass Gott dem Menschen mit der Schöpfung eine große Fülle an guten Gaben geschenkt und anvertraut hat. Bemerkenswert ist, dass die Bibel sowohl am Anfang als auch am Ende Geschichten erzählt, die von der Fülle und dem gelingenden Leben handeln. Gott will also volles und gelingendes Leben für alle seine Geschöpfe und keinen Mangel. Wichtig ist aber auch, dass die Verheißungen der Fülle und des gelingenden Lebens verbunden sind mit den Mahnungen, sich an Gottes Gaben genug sein zu lassen (Exodus 16) und diese Gaben mit anderen zu teilen (2. Korinther 9,8). Mit der Frage nach dem „Genug“ und dem guten Leben ist also nach biblischem Zeugnis immer auch die Frage nach der Gerechtigkeit verbunden.

Eine Ethik des Genug taucht zum ersten Mal in der Denkschrift der EKD von 2009 „Umkehr zum Leben – Nachhaltige

Entwicklung im Zeichen des Klimawandels“ auf. Es ist kein Zufall, dass eine solche Ethik des Genug im Zusammenhang mit den wachsenden ökologischen Krisen thematisiert wird, denn diese stellen unüberhörbar die Frage nach den Grenzen des Menschen. Der Ruf nach einem anderen Lebensstil wird hier nicht als ein drohender, sondern als lebensverheißender Ruf verstanden. „Nur scheinbar geht es um Verzicht. Dem, der es sich an Gottes Gaben genug sein lässt, der sich nicht im Streben nach immer mehr verausgabt, wird ein neues und reicheres Leben verheißen.“ Darin zeige sich der „Perspektivwechsel des christlichen Glaubens“, aus einer anderen als der materiellen Fülle zu leben. In dem EKD-Text 122 „Damit sie das Leben und volle Genüge haben“ von 2015 wird die Ethik des Genug in interessanter Weise weiterentwickelt, indem sie in ihrer Konsequenz für die Armen und Reichen bedacht wird. Da die Realität lehrt, dass längst nicht alle Menschen „genug“ haben und schon gar nicht „Leben in Fülle“, muss eine Ethik des Genug in zwei Richtungen ausgelegt und gelebt werden: Diejenigen, die nicht genug zum Leben haben, müssen in die Lage versetzt werden, ein Leben zu führen, bei dem sie alles Lebensnotwendige bekommen. Und diejenigen, die mehr als genug haben, müssen in die Lage versetzt werden, es genug sein zu lassen und mit anderen zu teilen.

Gelingendes Leben für alle

Eine Ethik des Genug ist also auf das Engste verbunden mit der Verantwortung für Gerechtigkeit. Und damit ist eine Ethik des Genug weit mehr als eine individualistische Verzichtsethik, als die sie oft missverstanden wird. Sie stellt die Frage nach Gerechtigkeit, nach einer gerechteren Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen, nach der Überwindung von Ungleichheiten und ist somit hochpolitisch. Das Leben der Schöpfung vollzieht sich in Raum und Zeit, das heißt in von Gott gesetzten Grenzen. Eine Ethik des Genug hat auch die wichtige Aufgabe, diese Grenzen als etwas Heilsames zu achten und anzuerkennen. Das Paradigma des unbegrenzten Wachstums und Fortschritts, das den Lebensstil und die Wirtschaft in vielen Ländern noch immer maßgeblich prägt, erweist sich in seiner Konsequenz mehr und mehr als lebensfeindlich. Denn das Streben nach Wachstum zerstört gerade das, wonach fortwährend gestrebt wird. Hinter diesem Paradigma des unbegrenzten Wachstums verbirgt sich im Kern ein fragwürdiges Verständnis von uneingeschränkter Freiheit. Frei-

Hinter dem Paradigma des Wachstums verbirgt sich ein fragwürdiges Verständnis von Freiheit.

heit und Selbstbegrenzung sind nach biblischem Verständnis jedoch keine Gegensätze. Vielmehr bewährt sich Freiheit gerade darin – so Wolfgang Huber in einem Beitrag aus 1992 –, sich aus Verantwortung gegenüber Gott und aus Liebe zum Nächsten selbst begrenzen zu können. Bei einer Ethik des Genug geht es schließlich auch um die Frage, was ein Leben lebenswert macht. Es geht ihr im Kern um Lebensqualität. Und diese entscheidet sich nach christlichem Verständnis gerade nicht primär durch den Besitz, sondern durch immaterielle Werte wie Vertrauen zu Gott, gelingende Beziehungen, Gemeinschaft, Solidarität,

Nächstenliebe, Spiritualität, Natur, Kultur. Deshalb ist eine Ethik des Genug auch nicht primär als eine Verzichtsethik zu verstehen, sondern als eine Ethik von gelingendem Leben. Aber weil eine „Kultur des Aufhörens“ fehlt, wie zum Beispiel Harald Welzer diagnostiziert, werden die Auseinandersetzungen um einen klimaverträglichen Lebensstil immer aufgeheizter. Je mehr zum „Weniger“ gemahnt wird, umso größer und erbitterter ist der Widerstand, umso schärfer wird der Ton. Das zeigen viele aktuelle Debatten wie die um die Kohleförderung, um die Verkehrswende – und hier besonders das Tempolimit – sowie die Ernährungswende.

Die Frage nach der Suffizienz und einer Ethik des Genug ist in ihrer Tiefe eine Frage nach dem Umgang mit der Endlichkeit. Und diese wiederum ist auch eine zentrale theologische Frage. In säkularen Gesellschaften haben wir offensichtlich Mühe damit, Endlichkeit anzunehmen. Als Individuum können wir diese Erfahrung der Endlichkeit nicht ignorieren, als Gesellschaft scheinen wir dieser Tatsache aber permanent auszuweichen. Die Anerkennung der Endlichkeit und eine „Kultur des Aufhörens“ sind wichtige Schritte, mit denen den ökologischen Krisen der Gegenwart anders und konstruktiver begegnet werden könnte. Dazu könnte der christliche Glaube

Der Sabbat als heilsame Unterbrechung ist Ausdruck einer Kultur des Aufhörens.

viel beitragen, denn er ist zum einen von einem anthropologischen Realismus geprägt, wie er in Psalm 90 zum Ausdruck kommt: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, damit wir klug werden.“ Andererseits spricht der christliche Glaube aber auch von geschenkten und verheißenen Neuanfängen diesseits und jenseits des Todes. Deshalb kann er dabei helfen, der eigenen Endlichkeit gelassener und getroster zu begegnen und Vergangenes loszulassen. Die Kirchen sind seit Jahrhunderten die Spezialisten im Umgang mit der Endlichkeit und verfügen über viele Rituale des Abschiednehmens, der Trauer und der heilsamen Unterbrechung. Sie können auch deshalb einiges zu einer „Kultur des Aufhörens“ beitragen.

Rituale des Abschiednehmens

Im ersten Schöpfungsbericht in Genesis 1 schuf Gott die Schöpfung in sechs Tagen und „vollendete am siebenten Tag seine Werke ... und ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken“ (Genesis 2,2–3). Der Sabbat – der Tag der Ruhe – ist also die Vollendung der Schöpfung, in ihm kommt sie an ihr Ziel. Das Aufhören, das Innehalten, das zur Ruhe kommen ist also Ziel von Gottes Schöpfungswerk. Es ist auch für den Menschen gut, wenn er aufhören kann mit seinem Werk, wenn er innehält, zur Ruhe kommt und Ursprung und Ziel seines Lebens bedenkt. Der Sabbat als heilsame Unterbrechung der menschlichen Unrast ist Ausdruck einer solchen christlich begründeten „Kultur des Aufhörens“. Er ist Vorgeschmack des ewigen Sabbats, des zukünftigen Friedensreiches Gottes.

Warum sollten Kirchen nicht Rituale, die sie für den privaten Lebensbereich seit Jahrhunderten pflegen, auch für gesellschaftliche Abschieds- und Transformationsprozesse anbieten? Sie könnten die Trauerprozesse in den industriellen

und gesellschaftlichen Veränderungs- und Strukturprozessen begleiten und bewusst gestalten. Sie könnten eine Abschiedszeremonie zum Beispiel bei der Schließung einer Kohlezeche anbieten, bei der das Vergangene gewürdigt und zugleich ein Schlusstrich gezogen wird. Eine bewusst gestaltete Zäsur, bei der deutlich wird, dass die Zeit der Kohleförderung endgültig vorbei ist und nun diese Art der Energiegewinnung um der Lebenschancen künftiger Generationen willen würdig „beerdigt“ werden muss. Eine Ethik des Genug ist auch eine Ethik des gelingenden Lebens. Diese Ethik vom gelingenden Leben sucht fortwährend nach dem rechten Maß.

Umgang mit der Endlichkeit

Damit die Ethik des Genug den Einzelnen nicht überfordert, braucht sie politische Rahmensetzungen und ökonomische Anreize, die das lebensfreundliche Weniger fördert und das schädliche Zuviel sanktioniert. Damit sie nicht als moralisierend und lebensfeindlich verstanden wird, braucht sie positive Bilder, die Sehnsüchte wecken nach einem guten und gelingenden Leben. Dazu helfen Geschichten des Gelingens und Pioniere, die zeigen, wie es gehen könnte. Viele Menschen sehnen sich nach mehr Entschleunigung, mehr Ruhe, mehr Zeitwohlstand, mehr Selbstbestimmung, nach gelingenden Beziehungen und Sinn. Zivilgesellschaftliche Bewegungen und Bürgerinitiativen treten für lebensfreundlichere Städte und Orte mit weniger Verkehr, mit weniger Versiegelung und mit mehr Grün, mit mehr gesunder Luft, mit mehr Begegnungsmöglichkeiten und mehr lebensdienlichen Nachbarschaften und Sozialräumen ein. Dabei geht es gerade nicht um Verzicht, sondern um Gewinn von Lebensqualität.

Freilich ist Suffizienz immer auch ein Lern- und Suchprozess, der von Ambivalenzen und täglichen Zielkonflikten geprägt ist. Fehlender öffentlicher Nahverkehr zwingt viele Menschen noch immer dazu, ein Auto zu benutzen. Nicht alle können sich die teureren Bioprodukte leisten. Kirchliche Partnerschaften wollen aus guten Gründen nicht darauf verzichten, ihre Partner in Afrika, Asien und Lateinamerika zu besuchen oder sie einzuladen. Wichtig ist es, sich diese Ambivalenzen und Zielkonflikte auch ehrlich einzugestehen, sich von ihnen aber bei der Suche nach besseren Lösungen nicht ausbremsen zu lassen. Das Ziel des guten Lebens für alle macht diese Suche lohnenswert. ◀



In der Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau e.V. ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die Stelle einer Theologischen Studienleitung (m/w/d) 50 % zu besetzen.

Infos: <https://www.evangelische-akademie.de/aktuelles/ausschreibungen/>

Ein Glücksrezept

Was wir gewinnen, wenn wir verzichten – eine psychosomatische Perspektive

CHRISTIAN FIRUS



Foto: picture alliance

Evolutionsbiologisch war es für Jahrtausende überlebenswichtig, aktiv nach Ressourcen für das tägliche Überleben Ausschau zu halten und sofort zu konsumieren. Verzicht zu lernen bedeutet heutzutage für viele Menschen jedoch das Versprechen von Gewinn. Warum das so ist, erläutert Christian Firus, Facharzt für Psychiatrie und Oberarzt an der Rehaklinik Glotterbad bei Freiburg.

Verzichten, das klingt zunächst einmal nicht einladend, vielleicht sogar abstoßend. Möglicherweise weckt das Wort bei dem einen oder der anderen ungute Assoziationen aus Kindheit und Jugend. Unter Umständen erinnert es sogar manche an die Kriegs- und Nachkriegszeit, die von Mangel und Verzicht gekennzeichnet war. Wozu soll Verzicht gut sein? Und was daran ist gesund?

Diese Fragen sind sehr verständlich. Haben viele Menschen doch oft genug die Erfahrung gemacht, dass sie etwas brauchen, um gesund zu werden, dass ihnen etwas fehlt, was es auszugleichen, zu ersetzen oder zu reparieren gilt. Evolutionsbiologisch war es für Jahrtausende überlebenswichtig, aktiv nach Ressourcen für das tägliche Überleben Ausschau zu halten und zu konsumieren,

wann immer sich dazu die Gelegenheit bot. Dinge zu wollen, wurde nicht von den Menschen erfunden, sondern in der Evolution für uns entwickelt, nicht um glücklich zu sein, sondern um zu überleben. Dieser Teil des Motivationssystems besteht in allem weiterhin fort, und eine milliarden schwere Werbeindustrie weiß dies zu nutzen. Und dennoch mehren sich auf vielen Ebenen Hinweise und wissenschaftliche Erkenntnisse über den Gewinn des Lassens und Verzichtens. So hat zum Beispiel in den vergangenen Jahren das Intervallfasten für Furore gesorgt. Es beruft sich auf verschiedene wissenschaftliche Erkenntnisse, die besagen, dass ein Nahrungsverzicht über eine Zeitspanne von vermutlich bis 16 Stunden körpereigene Reparaturvorgänge anstößt, die die Kör-

Verzicht und Weglassen tragen zu einem Mehr an Gesundheit bei.

perabwehr stimulieren und Selbstheilungskräfte in Gang setzen. Dem Heilfasten wird schon lange eine solche Wirkung zugesprochen. Moderne wissenschaftliche Erkenntnisse scheinen dies zu bestätigen. Hier also tragen Verzicht und Weglassen zu einem Mehr an Gesundheit bei.

Lässt sich dies auch auf seelische Gesundheit übertragen? Viele kennen das Hamsterrad aus einerseits Arbeitsverdichtung und andererseits Freizeitstress – ein Wort, das man sich auf der Zunge zergehen lassen sollte. Beide Phänomene beschreiben die Dynamik zumindest der westlichen Welt. Die Menschen müssen Gas geben, um den Anschluss nicht zu verlieren. Schneller, höher, weiter – in immer kürzerer Zeit. Kann das gut gehen? Und vor allem: Macht das glücklich und zufrieden? Die meisten werden spontan mit nein antworten – und dennoch mit unterschiedlichen Argumenten weitermachen wie bisher.

Oft schlägt irgendwann die Burnout-Falle zu, vermeintlich plötzlich, bei genauerem Hinsehen mit vielen Vorzeichen. Dabei kann es sich um körperliche Vorzeichen von Erschöpfung handeln wie Schlafstörungen, unterschiedliche Schmerzen und andere körperliche Beschwerden. Die Erholungsfähigkeit lässt nach, man erwacht morgens gerädert und sehnt sich am Montagmorgen bereits nach dem kommenden Freitag. Die eigenen Gedanken kreisen häufig um Überforderung und Scheitern. Und schließlich geht unsere Beziehungsfähigkeit verloren.

Verlorene Beziehungsfähigkeit

Die Forschungsergebnisse aus den sogenannten blauen Zonen, in denen überdurchschnittlich viele Frauen und Männer über hundert Jahre alt werden, weisen in Richtung Einfachheit. Wesentliche Bedingungen für ein langes Leben sind tägliche Bewegung (und damit ist nicht zwangsläufig Sport gemeint), einfaches Essen, ohne sich zu überessen, ein soziales, liebevolles Miteinander in Familie und Freundeskreis, Verbundenheit mit der Natur und Sinnorientiertheit. Viel Geld braucht es dafür nicht. In vielen Bereichen des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens wird spürbar, dass das Fass längst voll ist und oft genug bereits überläuft. Dennoch gießen die meisten munter weiter ein, ohne sich zur Wehr zu setzen und Stopp zu sagen. Die Folgen zeigen sich in einer sehr deutlichen Zunahme von stressbedingten Erkrankungen: Bluthochdruck, Übergewicht und Fettleibigkeit, Suchterkrankungen, Burnout und viele andere Krankheiten. Und auch der Erde geht durch dieses Verhalten die Puste aus.

Es ist wie mit einem vollen Gefäß: Damit es seinen Zweck, etwas aufzunehmen, erfüllen kann, muss es dafür Platz geben. Hiermit ist der Platz im Schrank genauso gemeint wie der im Terminkalender. Erlaube ich mir Verschnaufpausen auch von den digitalen Medien? In der heutigen Welt passiert das nicht mehr von selbst. Wir müssen uns schon aktiv darum bemühen. Freiwilliges Verzichten, Selbstgenügsamkeit und Bescheidenheit können dabei hilfreiche Begleiter sein. Auch Momente des Nichts-Tuns oder gar

Gelingende menschliche Beziehungen tragen zur Lebenszufriedenheit bei.

der Langeweile willkommen zu heißen, gehört hierzu. Verzichten lernen enthält auch, so paradox es klingen mag, das Versprechen von Gewinn. Auszusteigen aus der Hetze des Schneller, Weiter und Mehr, des Vergleichens und Hinterherjagens lässt Freiheit und Raum entstehen. Beides sind Grundbedingungen menschlichen Wachstums. Es braucht Raum und Zeit, damit Bestehendes verdaut und integriert werden und damit Neues seinen Platz findet und sich entwickeln kann. Der Mensch existiert überhaupt nur,



weil es Raum gibt – in ihm und um ihn herum. Körper, Seele und Geist brauchen diesen Raum, sonst droht Krankheit. Die moderne Welt befindet sich neurobiologisch gesprochen im sympathikotonen Modus, das heißt, der Mensch erlebt das nicht nur als Stress, auch sein Organismus reagiert darauf – körperlich zum Beispiel mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen, seelisch und mental trotz oder wegen des verbreiteten Überflusses und des Zuviels mit Leere- und Sinnlosigkeitsgefühlen, mit Erschöpfung, Burnout, Ängsten und Depressionen. Es scheint fast, als nähmen mit der Konsumsteigerung Unzufriedenheit, Verlustängste und seelische Not zu. Es fehlt der Ausstieg aus dem Hamsterrad, das immer wieder Leer-Machen, biologisch der parasymphatische Modus.

Eine neue Sichtweise bietet das Märchen von Hans im Glück der Gebrüder Grimm. Hans hatte sieben Jahre bei seinen Herren gedient. Sein Meister dankt ihm und entlässt ihn mit einem Stück Gold als Lohn. Glücklich packt Hans den Goldklumpen in ein Tuch und macht sich auf den Heimweg zu seiner Mutter. Der schwere Goldklumpen beginnt, ihn schon bald zu drücken, was ein herannahender Reiter bemerkt. Geschickt überzeugt er Hans von einem Tausch „Gold gegen Pferd“. Zunächst fühlt Hans sich vom Glück begünstigt. Da er jedoch des Reitens unvertraut ist, fällt er bald vom Pferd. Dies sieht zufällig ein Bauer, der Hans zu einem Tausch „Pferd gegen Kuh“ überreden kann. Hans meint, damit jederzeit seinen Durst stillen zu können, er schaut auf den Vorteil des Tauschs. Doch auch der erweist sich bald als trügerisch, und so nimmt das Märchen seinen Lauf. Hans tauscht noch einige Male weiter, bis er schließlich nur noch einen Wetzstein besitzt, der ihm zu guter Letzt in einen Brunnen fällt. Als Hans dies bemerkt, springt er vor Freude auf, kniet sich nieder und dankt seinem Gott



Foto: picture alliance

vor allem eine Anspruchshaltung an das Leben im Weg, die davon ausgeht, dass jeder ein Anrecht auf alles Mögliche hat: Gesundheit, Erfolg, ein langes Leben. Dabei wies der österreichische Neurologe und Psychiater Viktor Frankl (1905–1997) bereits darauf hin, dass für ein (sinn)erfülltes Leben die zentrale Frage die des Umgangs mit den Herausforderungen des Lebens ist. Nicht ich habe einen garantierten Anspruch, sondern das Leben beansprucht mich. Viele Beziehungen scheitern, weil über Verletzungen nicht gesprochen wird, weil man erwartet (auch hierin zeigt sich die eben beschriebene Anspruchshaltung), der andere solle den ersten Schritt tun. Dieses Festhalten entfaltet manchmal ein tödliches Gift. Wem es gelingt, aus diesem Kreislauf unguter, kräfteaubender Gefühle auszusteigen, der oder die kann oft eine Entlastung, eine Befreiung von altem Ballast erleben. Und auf einmal scheint die Haltung von Hans tatsächlich ein Glücksrezept zu sein.

Bei der weit verbreiteten Burnout-Thematik geht es häufig um ein „Zuviel“. Hier stellt sich irgendwann die Frage, was jeder seinlassen kann und wo Formen des Verzichts einen Lösungsweg darstellen. Kann der Mensch lernen, auf einen Karriereschritt, auf eine weitere Aufgabe, auf belastende Beziehungen, auf Selbstoptimierung und Gefallen-Wollen zu verzichten? Und was macht er oder sie dann mit den Erwartungen – den eigenen und denen der anderen? Es ist wichtig, zu lernen, dass andere enttäuscht sein dürfen und man selbst dennoch bei dem eigenen Weg bleibt. Dabei kann das sogenannte schlechte Gewissen unterstützen. Es meldet sich ja gerne dann, wenn ich genau das tue: Erwartungen enttäusche, nein sage, Grenzen ziehe. So kann die Stimme des schlechten Gewissens zum klugen Ratgeber werden, der bei genauerer Betrachtung darauf hinweist, dass der Mensch gerade für sich und seine Bedürfnisse eintritt. Es geht also nicht darum, das schlechte Gewissen abzustellen, was sich viele wünschen, sondern es als Kompass für Ausstiegsmöglichkeiten aus dem Hamsterrad nutzen zu lernen.

Noch einmal zurück zu Hans. Es ist wichtig, dass Hans auf einer ganz bestimmten Reise ist, nämlich auf dem Weg zurück zu seiner geliebten Mutter. Hans setzt auf Verbundenheit, Zugehörigkeit und Liebe. Damit fokussiert er sich auf das, was zahlreiche wissenschaftliche Studien als den wichtigsten Grundpfeiler für Lebenszufriedenheit und Glück identifizieren: gelingende Bindungserfahrungen und glückende menschliche Beziehungen. Dies bestätigen zahlreiche Studien. Nicht Karrieren, Erfolge, Geld und Ruhm stellen sich als das Glückselixier heraus, sondern gelingende Beziehungen. Vielmehr ist es so, dass Konkurrenz, Hetze und Haben-Wollen uns davon entfernen. Freundlichkeit und Mitgefühl hingegen öffnen uns füreinander und für das, was über uns hinausweist. Dabei ist wichtig, dass der Mensch lernt, diese Fähigkeiten auch selbst anzuwenden. Hans im Glück ist hierfür ein Vorbild, das zum Lassen auf unterschiedlichen Ebenen ermutigt und zeigt, dass damit ein Gewinn von Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden einhergeht. Selbstdarstellung und Status braucht Hans dafür nicht. Und so könnte man am Ende mit Hermann Hesse formulieren: „Wohlan denn Herz, nimm Abschied und gesunde.“ ◀

LITERATUR

Christian Firus: *Was wir gewinnen, wenn wir verzichten.* Patmos Verlag, Köln 2020, 160 Seiten, Euro 17,–.

unter Tränen, dass er ihm diese Gnade erwiesen hat, ihn von einem schweren Stein zu befreien. Mit leichtem Herzen und frei von aller Last setzt er den Weg zu seiner Mutter nach Hause fort.

Was für ein Märchen! Es bricht mit allem, was man üblicherweise von Märchen erwartet. Es scheint die Geschichte eines Tölpels und Antihelden zu sein, eines Versagers auf der ganzen Linie. Und doch beschreibt Hans sich selbst als glücklich, weil er loslassen und verzichten kann.

Die Kunst des Lassens

Die Kunst des Lassens, Loslassens und Seinlassens zu praktizieren, bedeutet, die vielen verschiedenen Formen des Festhaltens aufzugeben: Festhalten von Ereignissen, die vergangen sind; Fixiert-Sein auf Pläne für Zukünftiges, das man heute noch gar nicht beeinflussen kann; Festhalten an Kränkungen und Enttäuschungen, was einen selbst am meisten belastet; Festhalten an Erwartungen und eigenen Überzeugungen, was zunehmend den Diskurs mit Andersdenkenden verbaut; Verharren in toxischen oder zumindest belastenden Beziehungen, die oftmals die Luft zum Atmen nehmen; und schließlich die Überzeugung, dass Selbstoptimierung endlich ankommen und zufrieden sein lässt. Da das Verharren, Anhaften und Haben-Wollen tief in unserer evolutionären Natur verankert ist, muss sich der Mensch für das Gegenteil immer wieder aktiv entscheiden. Hans macht es vor. Das Märchen hat das Potenzial, die eigenen Werte abzuklopfen und sich damit auseinanderzusetzen, was für einen persönlich wirklich wichtig ist.

Es geht im Leben auch um die immateriellen Dinge, an denen wir hängen bleiben und die dadurch viel Energie ziehen. Dabei steht

Vorbild für Veränderungen

Warum es Gier gibt und sie nicht immer schlecht ist

DOMINIK ENSTE

Habgier hat zwei Seiten: Während ihre Kraft darin liegt, Wachstum zu fördern, birgt sie die Gefahr der irreversiblen Ausbeutung knapper Ressourcen. Der Kölner Verhaltensökonom Dominik Enste sucht nach ergänzenden Wegen, Gier einzuhegen und die positiven Kräfte zum Wohl aller zu nutzen.

Der christlichen Tugend der Selbstlosigkeit stehen die Habsucht und der Egoismus gegenüber. Für die Finanzkrise 2008 und auch die Bankenkrise 2023 machen viele Menschen gierige Banker verantwortlich. Gordon Gekko, Hauptfigur des Films „Wall Street“ (1987), spiegelt das Stereotyp des gierigen Bankangestellten und Finanzhais. Gier ist für ihn gut, wie er bei einer Rede betont: „Gier – in Ermangelung eines besseren Wortes – ist gut. Gier ist richtig. Gier funktioniert. Gier klärt die Sicht auf die wesentlichen Dinge und fängt das Wesen des evolutionären Geistes ein. Gier in all ihren Formen: Gier nach Leben, nach Geld, nach Liebe, nach Wissen, hat den Aufschwung der Menschheit geprägt, und Gier – merken Sie sich meine Worte – wird nicht nur unser Unternehmen retten, sondern auch dieses andere schlecht funktionierende Unternehmen namens USA“ (eigene Übersetzung).

Der Soziobiologe Richard Dawkins formulierte 1987 die Theorie, dass sich Habgier aus dem Kampf um begrenzte Ressourcen

entwickelt und unseren Urahnen geholfen habe, möglichst viele Ressourcen in den eigenen Besitz zu bringen. Durch den Ressourcenreichtum stiegen die Chancen des Überlebens für das Individuum und seine Nachkommen. Die natürliche Selektion förderte demnach (sehr vereinfacht ausgedrückt) Menschen, die gieriges Verhalten zeigten. Auch der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Milton Friedman (1912–2006) sah 1979 in einem berühmten Interview mit dem US-amerikanischen Journalisten Phil Donahue Gier nicht als Todsünde, sondern als typische menschliche Eigenschaft, die besser in einer Marktwirtschaft gebändigt werden könne als durch die Erziehung zur Tugendhaftigkeit. Friedman antwortet auf die Frage, ob er, angesichts von Ungleichheit, weltweiter Not von Millionen von Menschen und den Fehlentwicklungen des Kapitalismus, nicht Zweifel an der Marktwirtschaft und den Folgen von Gier habe: „Gibt es eine Gesellschaft, die Sie kennen, die nicht auf Gier basiert? Glauben Sie, in Russland gibt es keine Gier? Glauben Sie, dass China nicht von Gier der Menschen lebt? Was ist Habgier? Natürlich ist niemand von uns gierig. Es ist nur der andere, der gierig ist. Aber seien wir ehrlich: Die Welt wird bestimmt von Menschen, die ihre eigenen Interessen verfolgen. Die großen Errungenschaften der Zivilisation sind nicht von Regierungsstellen ausgegangen. Einstein hat seine Theorie nicht auf Anweisung eines Bürokraten entwickelt. Henry Ford hat die Autoindustrie nicht auf diese Weise revolutioniert. Die einzigen Fälle in der Geschichte, in der



Foto: akg

Sigmar Polke (1941–2010): *Neid und Habgier II* (Zwei Hunde und ein Knochen kommen nicht leicht zu einer Einigung), 1985.

Menschen der bitteren Armut, von der Sie sprechen, entkommen sind, sind Länder, in denen es Kapitalismus und weitgehend freien Handel gab. Wenn Sie wissen wollen, wo die Armut am größten ist, sind es genau die Gesellschaften, die nicht marktwirtschaftlich organisiert sind. Die Geschichte zeigt also ganz klar: Es gibt bisher keine bessere Alternative, um das Leid der einfachen Menschen zu verbessern, als die Marktwirtschaft.“ (eigene Übersetzung)

Der risikoaverse Mensch

Die vergangenen vierzig Jahre der wirtschaftlichen Entwicklung haben seine Thesen mit der Ausbreitung der marktwirtschaftlichen Ordnungen nach Osteuropa und Asien bestätigt. Aber – Habgier muss eingehegt werden, sonst zerstören ihre Kräfte, was sie aufgebaut haben. Es bedarf aus sozialen Gründen einer starken ordnenden Hand, die der Marktwirtschaft einen Rahmen gibt, wie beispielsweise die Soziale Marktwirtschaft. Aber auch aus ökonomischen Gründen, muss der Verfolgung des Eigeninteresses Grenzen gesetzt werden. Denn es gibt Ressourcen, die ansonsten zu stark genutzt werden, wie der Klimawandel verdeutlicht.

Die ursprüngliche Idee des Ressourcen-Dilemmas wurde von dem US-amerikanischen Mikrobiologen und Ökologen Garrett James Hardin (1915–2003) schon 1968 als sogenannte Tragik der Allmende bezeichnet und mit diesem Beispiel veranschaulicht: Eine Wiese diente früher allen Bewohnern eines Dorfes als Weidegrund für ihre Kühe. Jeder Besitzer einer Kuh konnte selbst entscheiden, wie viele Kühe er auf der Wiese grasen lässt. Die Weide kann dabei nur eine begrenzte Anzahl an Kühen vertragen, damit sie auch im nächsten Jahr noch genutzt werden kann. Gras zu viele Kühe in einem Jahr auf der Wiese, vermindert sich die Qualität der Weide zur nächsten Saison und weniger Kühe können dort grasen. Sich nachhaltig zu verhalten, widerspricht jedoch dem von Friedman so gelobten individuellen Profitstreben: Je mehr Kühe ein Bauer auf die Wiese stellt, desto höher wird sein kurzfristiger Ertrag. Die Wiese ist ein klassisches Beispiel für ein Allmende-Gut. Alle können es nutzen, und solange niemand von der Nutzung abgehalten werden kann, wird es zu stark genutzt. Es entsteht ein Dilemma zwischen persönlichem Ertrag und gesellschaftlichem Wohl. Während die Individuen selbst von ihrer Übernutzung zumindest kurzfristig profitieren, werden die entstehenden Kosten in der Zukunft von allen Gruppenmitgliedern getragen. Sind die Menschen also zu gierig und vernachlässigen die gesellschaftlichen und zukünftigen Interessen, werden zu viele Kühe auf die Weide gestellt. Individuell rationales Verhalten sorgt – ohne entsprechende Regelungen und Anreize – für kollektiv irrationale Ergebnisse. Dieses sehr einfache Beispiel verdeutlicht auch die durch das Weltbevölkerungswachstum bedingten zunehmenden Ressourcen-Dilemmata bis hin zum schwierigen, weil global zu lösenden Thema Klimaschutz. Gier bedarf deshalb (mindestens) im Kontext der begrenzten Ressourcen der Einhegung.

Denn selbst wenn Menschen nicht eigeninteressiert handeln, so sind die meisten doch risikoavers. Bei großer Unsicherheit über Umweltfaktoren, wie die tatsächliche Langlebigkeit oder Ergiebigkeit einer Ressource, kann das Anhäufen möglichst vieler Besitztümer eine rationale Strategie sein, um sich gegen zukünftige Verluste abzusichern. Durch die Imitations- und Adaptionseffekte (Herdentrieb) kann aus der Angst vor Verlust eine sich selbsterfüllende Prophezeiung werden – die Ressource neigt sich schneller

als erwartet dem Ende zu, und die Menschen fühlen sich in ihrem Streben nach Besitz und Konsum bestätigt. Man denke nur an das Horten von Klopapier, Hefe oder Lebensmitteln während der Coronapandemie. Das Streben nach Konsum und Besitz, die Gier, kann eben in Krisenzeiten positive Konsequenzen mit sich bringen.

Hier offenbart sich das Problem der Allmende: Ein Individuum würde am meisten profitieren, wenn es selbst egoistisch handelt, aber alle anderen sich für das Gemeinwohl zurückhalten. Auf der anderen Seite verliert ein Individuum am meisten Ertrag, wenn es sich zum Wohle der Gemeinschaft zurückhält, während alle anderen das Gut rücksichtslos ausbeuten. Der Egoismus des Einzelnen kann so eine Abwärtsspirale der Ausbeutung auslösen. Um dies zu verhindern, müssen Maßnahmen auf gesellschaftlicher Ebene getroffen werden, die die Nutzung des Gutes regulieren und habgieriges Verhalten verhindern. Aus Sicht der Ökonomie ist der beste Weg, die Nutzung mit einem Preis zu versehen und so die Knappheit für den Einzelnen spürbar zu machen. Für die Weide könnte eine Nutzungsgebühr erhoben werden, nachdem die Weide eingezäunt wurde. Im Bereich des Klimaschutzes sind CO₂-Zertifikate der vergleichbare Weg. Denn dann muss derjenige für die Umweltnutzung zahlen, der bei der Produktion oder beim Konsum CO₂ ausstößt.

Angst vor Verlust

Eine solche Maßnahme sorgt auch dafür, Innovationen voranzutreiben, indem immer bessere Produkte entwickelt werden müssen, um die vorhandene, knappe und teure Ressource effizienter zu nutzen. Aus der begrenzten Ressource können so mehr Produkte und Dienstleistungen respektive mehr Besitz und Konsum für die Käufer entstehen. Mit anderen Worten sorgen Innovationen bei zunehmender Knappheit von Ressourcen für eine längere Verfügbarkeit. Nicht zuletzt deshalb wurden die vom Club of Rome 1972 beschworenen Grenzen des Wachstums immer weiter verschoben. Durch Innovationen und mehr Effizienz konnte der weltweite Anteil der Menschen, die in extremer Armut leben von rund fünfzig Prozent (1970) auf 8,5 Prozent (2021) reduziert werden, obwohl sich die Weltbevölkerung im gleichen Zeitraum verdoppelt hat.

Ein Problem der effizienteren Nutzung von Ressourcen und des durch Konsumkraft getriebenen Fortschrittes liegt allerdings in der Tendenz des Menschen zur sogenannten Zeitdiskontierung. Zeitdiskontierung bedeutet, dass Menschen kurzfristigen Konsum und Genuss langfristigen Zielen vorziehen und das Wohlbefinden aus

Menschen ziehen kurzfristigen Konsum und Genuss langfristigen Zielen vor.

der Erreichung langfristiger Ziele unterschätzen. Wenn sich diese gegenseitig ausschließen, entwickeln sich irrationale Verhaltensweisen und gefährden somit – wie bei Allmendegütern beschrieben – die Nachhaltigkeit. Die Zeitdiskontierung kann dazu beitragen zu erklären, warum Menschen zu wenig für ihr Alter vorsorgen oder warum es ihnen schwerfällt, ihr Wunschgewicht zu erreichen. Auch in dem Kontext des Ressourcen-Dilemmas kann die Zeitdiskontierung zum Teil erklären, warum begrenzte Ressourcen auch gegen den eigenen zukünftigen Wohlstand ausgebeutet werden.

In der Realität ist das Verhalten auch bezüglich der Klimaprobleme zu beobachten. Langfristige Klimaziele werden wie im Pariser Klimaabkommen ausgesprochen und gesetzt, haben aber eine



Foto: akg

„Gier ist richtig. Gier funktioniert.“ Spiegelt das Stereotyp des gierigen Bankangestellten und Finanzhais: Michael Douglas als Gordon Gekko in dem Oliver-Stone-Film Wall Street von 1987.

geringe Erfolgswahrscheinlichkeit, da für die Erreichung der Ziele kurzfristiger Konsum und Genuss aufgegeben werden müssten. Deutlich wird in diesem Kontext die Problematik intergenerationaler Gerechtigkeit: Der utilitaristische Ansatz diskutiert, inwieweit das Streben nach dem Glück der größten Zahl auch auf zukünftige Generationen anzuwenden ist. Wird ein Gemeinschaftsgut über mehrere Generationen genutzt, würde eine nachhaltige Strategie zum größtmöglichen Glück führen. Die zukünftigen Generationen profitieren von einer nachhaltigen Nutzungsstrategie, die direkten Erträge der Individuen zum aktuellen Zeitpunkt vermindern sich jedoch. Da das Wohlbefinden zukünftiger Generationen ein relativ abstraktes Konstrukt in weiter Zukunft ist, diskontieren Individuen den Wert dieses Wohlbefindens der eigenen Nachkommen und nutzen die Ressource übermäßig. Politisch umstritten ist deshalb ja auch, inwiefern soziale Gerechtigkeit heute unwichtiger ist als Klimaschutz für zukünftige Generationen.

Es kann versucht werden, Nachhaltigkeit und Kooperation durch Moralisierung und die Forderung nach Verzicht zu erreichen. Allerdings sorgt dies häufig auch für Reaktanz und Widerstand bei vielen Menschen, die sich durch Emotionalisierung oder auch durch den Aufbau sozialen Drucks eingeschränkt fühlen und gerade deshalb nicht mitmachen. Eine nachhaltige Nutzung, die langfristig den Ertrag aller maximieren würde, lässt sich vielfach auch mit

Umstritten ist, inwiefern soziale Gerechtigkeit heute unwichtiger ist als Klimaschutz für künftige Generationen.

sanfteren Methoden, mit dem sogenannten Nudging (Anstupsen), durchsetzen. Durch eine leicht veränderte Entscheidungsarchitektur ändert sich vielfach fast unmerklich auch das Verhalten. Unsere aktuellen Studien belegen, dass mit solchen nicht freiheitseinschränkenden und nicht moralisch aufgeladenen Maßnahmen ein Haushalt leicht zehn Prozent Strom, Wasser oder Gas sparen kann. Auch Unternehmen können in ihren Büroräumen um bis zu zehn Prozent den CO₂-Ausstoß reduzieren, und dabei sogar für Spaß am Sparen bei der Belegschaft sorgen. Die Gier nach Erfolg wird

bei solchen Maßnahmen durch soziale Vergleichsprozesse zwischen Teams für das Energiesparen genutzt. Neben den schon erwähnten Innovationen kann so auch durch schmerzlose Veränderungen ohne Verzicht mehr Nachhaltigkeit erreicht werden.

Soziale Vergleichsprozesse

Zu einer Verringerung der allgemeinen Unsicherheit bezüglich der Langlebigkeit der Ressourcen könnten auf gesellschaftlicher Ebene Informationskampagnen und ein präsenärer Umgang mit wissenschaftlichen Fakten zu Umweltbelastungen im öffentlichen Diskurs beitragen – auch ohne die Menschen mit extremen Maßnahmen der sogenannten Letzten Generationen eher zu verstören. Im Dreiklang von Information, Incentivierung und Innovation kann so zum Beispiel der Klimawandel effektiv bekämpft werden. Auf unternehmerischer Ebene können die Transparenz über die tatsächlich verfügbare Kapazität von Ressourcen und ein Monitoring der aktuellen Nutzung Sicherheit und Orientierung schaffen. Die Unsicherheit bezüglich sozialer Normen, also das sozial gewünschte Verhalten, und das Prinzip der sozialen Bewährtheit verdeutlichen die Notwendigkeit von Vorbildern für die verschiedenen sozialen Milieus als Beispiele sozial gewünschten Verhaltens und eine präsenäre Durchsetzung sozialer Normen im gesellschaftlichen Alltag. Für junge Menschen mag die Klimaaktivistin Luisa Neubauer ein Vorbild sein für klimafreundliches Verhalten. Traditionelle Milieus lassen sich eher von Thomas Gottschalk und seinem veränderten Umweltverhalten inspirieren, während viele vermutlich Günter Jauch als Vorbild ansehen, wenn er häufiger die Bahn als das Flugzeug nutzt. Aber auch in jedem Unternehmen können Führungskräfte als Vorbilder für Verhaltensänderungen werben.

Diese neuen Normen können durch selbstgesetzte Regeln auf individueller Ebene, CSR-Initiativen und unternehmensinterne Regeln auf unternehmerischer Ebene oder Gesetze und Regelungen und mit ihnen verbundenen Sanktionen auf staatlicher Ebene verstärkt werden. Auch Anreizsetzungen in Kombination mit sogenannten Nudges, die sozial gewünschtes Verhalten erleichtern

sollen, können eine Durchsetzung gesellschaftlich erwünschten Verhaltens vereinfachen. Dass habstüchtiges Verhalten auch durch persönlichen Kontakt verringert werden kann, verdeutlicht die Bedeutung einer gefühlten Gruppenidentität, um solidarisches, prosoziales Handeln zu motivieren. Teambuilding-Maßnahmen und kooperative Arbeitsformen können den Gruppenzusammenhalt in Unternehmen verstärken. Auch Vertrauen in die Politik, Wirtschaft und in Mitmenschen korreliert positiv mit solidarischem Verhalten.

Effektivere Ressourcennutzung

Auf unternehmerischer und gesellschaftlicher Ebene können außerdem Initiativen zur effektiveren Ressourcennutzung gefördert und belohnt werden, um sowohl dem Problem der sich dem Ende zuneigenden Ressource zu begegnen, als auch den individuellen Ertrag nachhaltiger Strategien zu erhöhen und ein Signal über die gesellschaftliche Erwünschtheit des Verhaltens zu senden.

Die Habsucht ist ein Instinkt des Menschen, der unseren Urahnen dabei half, im Kampf um begrenzte Ressourcen zu überleben. Während die Kraft der Gier darin liegt, wirtschaftliches Wachstum zu treiben und eine effizientere Ressourcennutzung zu fördern, liegt ihre Gefahr in der irreversiblen Ausbeutung der Ressourcen zum Nachteil aller. Die Forschung verdeutlicht die Komplexität einer gemeinschaftlichen materiellen Ressource und dementsprechend auch die Notwendigkeit der Einhegung im Rahmen einer Wirtschaftsordnung wie der Sozialen Marktwirtschaft. Eine Ordnung

wie die Soziale Marktwirtschaft sorgt dafür, dass Gier erfolgreich gesteuert wird. Aller Kritik im Inland zum Trotz sorgt sie seit 75 Jahren für Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden, um das uns die Menschen in fast allen Ländern der Welt beneiden. Zugleich wurde seit 1990 das Wachstum vom CO₂-Ausstoß entkoppelt, so dass die Soziale Marktwirtschaft nicht nur für im internationalen Vergleich ausgeprägte soziale Gerechtigkeit, sondern auch wegweisend für mehr Nachhaltigkeit sein kann.

Im Rahmen einer solchen Wirtschaftsordnung können auch die hinter Habsucht liegenden menschlichen Wesenszüge, wie die Risikoaversion und das Sicherheitsbedürfnis, sozial verträglich gesteuert werden, um die Nutzung von Allmendegütern in nachhaltigere Bahnen zu lenken. Dies kann durch konkrete Regeln und Gesetze, Nudges oder sozialen Druck geschehen. Die Gier ist dem-

Es scheint erfolgreicher zu sein, die Gier in produktive Bahnen zu lenken, statt sie zu verteufeln.

nach nicht ausschließlich gut oder schlecht. Sie beruht auf natürlichen menschlichen Instinkten, denen im Fall begrenzter materieller Ressourcen durch Maßnahmen und Interventionen begegnet werden kann. Führt die Gier jedoch zu Motivation und dementsprechend zu Erfolgserlebnissen, kann sie gleichzeitig die individuelle Zufriedenheit und den gesellschaftlichen Fortschritt fördern – die Gier wird gut. Es scheint erfolgreicher zu sein, die Gier in produktive Bahnen zu lenken, statt sie zu verteufeln. ▽

HINTER DEM HORIZONT

GEHT'S WEITER...

Ev.-Luth. Kirchenkreis
Bad Salzungen-Dermbach
EKM

Sie wollen Kirche neu denken und gestalten? Wir versetzen gerade ein paar unserer Berge und suchen dabei engagierte Unterstützung.

Zwischen Rhön und Werra finden Ihre Begabung und Vision, Ihre protestantische Freude und pastorale Leidenschaft den richtigen Platz. Mitten in Deutschland, im landschaftlich wunderschönen Dreiländereck von Thüringen, Bayern und Hessen haben wir die passende Stelle für Sie. Interesse?

Treffen Sie uns beim
Kirchentag auf dem
Markt der Möglichkeiten
in **Halle 9**.

SCAN ME!

Kontakt: Christoph Ernst
Mobil: 0170-21 21 040
superintendentur@kkbasa.de
www.kkbasa.de

pro und contra:

Ist Verzicht Bürgerpflicht?



Fotos: Rolf Zöllner

Stephan Kosch



Kathrin Jütte

Unbegrenzter individueller Konsum schien lange Zeit als freiheitliche Norm idealisiert. Um den Klimawandel aufzuhalten oder zumindest abzumildern, müssen wir unsere Art zu leben jedoch grundlegend verändern. Wird dabei Verzicht zur Bürgerpflicht? Ja, sagt *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch. Ihm widerspricht *zeitzeichen*-Redakteurin Kathrin Jütte.

Wir können es uns nicht mehr leisten

Wenn die Ressourcen knapp werden, ist Verzicht ein Gebot der Vernunft

STEPHAN KOSCH

Seit dem 4. Mai ist unser Umweltkonto in den roten Zahlen. Warum interessiert das niemanden?

Wenn die Ressourcen knapp werden, ist Verzicht zunächst einmal eine Frage der Vernunft. Wer am Ende des Monats wenig Geld über hat, sollte auf teure Impulskäufe verzichten. Und wenn wenig Wasser in der Trinkflasche ist, löscht man lieber in kleinen Schlucken den Durst und verzichtet auf den kühlenden Schwall über Kopf und Nacken. Kann man ja alles nachholen, wenn die Wasserflasche am nächsten Hahn wieder voll ist und das neue Gehalt auf dem Konto.

Aber was ist, wenn sich Ressourcen nicht so schnell wieder auffüllen lassen? Saubere Luft in der Innenstadt beim Smog zum Beispiel oder Grundwasser bei zunehmender Trockenheit? Dann wird der Verzicht auf die Autofahrt oder auf den

Rasensprenger zur Pflicht, mindestens zur moralischen, manchmal auch zur juristischen, wenn die Behörden entsprechende Verordnungen erlassen. Meistens wird das akzeptiert, zumal der juristische Zwang ja zeitlich begrenzt ist und nur so lange gilt, wie die Notlage andauert.

Echte juristische Bürgerpflichten, die unbegrenzt für alle Staatsbürger:innen gelten, gibt es in Deutschland gar nicht so viele. Die Wehrpflicht etwa, die zur Zeit ausgesetzt ist. Oder die Pflicht, das Schöffenamts anzunehmen, wenn man dazu berufen wird, wenn man nicht zu den Ausnahmefällen gehört. Die Pflicht, anderen in einer Notlage zu helfen, gehört übrigens auch dazu. Erfüllt man diese nicht, droht eine Klage wegen unterlassener Hilfeleistung.

Als Weltbürger:innen saßen wir deswegen allerdings permanent auf der Anklagebank. Global gesehen herrscht nämlich eine permanente ökologische und in weiten

Teilen der Welt auch eine ökonomische Notlage, die Ressourcen werden immer knapper. Nicht nur Rohstoffe wie etwa die seltenen Erden für die Handyproduktion oder Kohle, Öl und Gas, deren Verbrennung bekanntermaßen das Klima aufheizt. Auch Wasser, Boden, Luft, die biologische Vielfalt, unversiegelte Flächen – als das sind Ressourcen, die wir weiterhin in viel zu großem Maße nut-

Als Weltbürger:innen sitzen wir permanent auf der Anklagebank.

zen. Bereits Ende Juli werden wir den globalen Erdüberlastungstag erreicht, also weltweit mehr natürliche Ressourcen verbraucht haben, als bis zum Ende des Jahres wieder nachwachsen können. In Deutschland war es schon am 4. Mai so weit, seitdem rutscht un-

ser nationales Umweltkonto immer tiefer in die roten Zahlen. Das hat, wie in jedem Jahr, das „Global Footprint Network“ berechnet.

Wenn es um unser Girokonto ginge, müssten wir schnellstens reagieren, vielleicht mit einer Schuldenberatung unsere Ausgaben checken und auf das verzichten, was wir uns nicht leisten können. Denn sonst droht irgendwann der Besuch des Gerichtsvollziehers, der den Verzicht auf seine Art organisiert. Doch unser Umweltkonto interessiert niemanden wirklich, bedrohte Tierarten, saubere Flüsse und Wildblumen

haben eben kein Preisschild. Allein beim Weltklima ist das anders, Kohlendioxid hat in verschiedenen Emissionshandelssystemen einen Preis bekommen. Das richtige Prinzip – doch leider immer noch mit zu vielen Ausnahmen und komplizierter Verwaltung versehen. Ein privates CO₂-Konto, das ressourcenschonendes Verhalten sofort belohnen würde, dürfte deshalb ein Traum von radikalen Klimaschützern und ein Alptraum von Datenschützern bleiben.

Die Alternative zum Marktmechanismus ist das Recht. Und tatsächlich ist ja

schon seit 1994 der Umweltschutz als Staatsziel im Grundgesetz verankert. Doch der Staat ist eben nicht nur ein abstraktes Gebilde, sondern besteht auch aus Staatsbürger:innen, die ebenfalls in der Pflicht stehen, umwelt- und ressourcenschonend zu leben. Und bei unserem gegenwärtigen Lebensstil bedeutet das auch, Verzicht zu üben, im Zweifel unterstützt durch das Ordnungsrecht. Denn Vollgasfahrten, dreißig Jahre alte Heizkessel und tiefe Tagebaulöcher in der Erde können wir uns einfach nicht mehr leisten. ◀

Standards zur Bewegung

Warum der Einzelne im Verzicht überfordert ist

KATHRIN JÜTTE

Der Staat ist kein Reparaturbetrieb. Er sollte Ziele im Sinne des Gemeinwohls vorgeben. Auch bei der Bekämpfung des Klimawandels.

Ein Beispiel: Bei einem Einkauf im Supermarkt liegen grüne Äpfel aus herkömmlicher Produktion einzeln und unverpackt in der Kiste neben Bioäpfeln aus ökologischem Anbau in Plastik eingeschweißt. Mit welchem Einkauf schützt die Verbraucherin eher das Klima? Diese Frage, eine von vielen Konsumententscheidungen täglich, lässt sich auch mit viel gutem Willen nicht einfach beantworten. Ein weiteres Beispiel: das Tempolimit. Mit Tempo 120 auf Autobahnen und 80 auf Landstraßen wird der Verkehr klimafreundlicher. Es wäre eine CO₂-Sparmaßnahme. Mehr als acht Millionen Tonnen CO₂-Äquivalente minus wären drin. Was also spricht gegen ein Gesetz für ein Tempolimit, das den Einzelnen bei seiner Entscheidung entlastet, statt den individuellen Verzicht zur Bürgerpflicht erhebt?

Dass wir unsere Art zu leben grundlegend ändern müssen, steht für die meisten außer Frage. Über 80 Prozent der Deutschen sehen beim Klimaschutz großen Handlungsbedarf. Doch vielen Menschen fehlt die Disziplin, sich selbst zu etwas zu verpflichten. Das zeigen Verbraucherum-

fragen, wenn es um die Tierhaltung in der Fleischindustrie geht. Fast 80 Prozent verlangen vom Staat eine stärkere Regulierung in den Ställen. Da finden es viele Menschen offenbar bequemer, sich nicht individuell entscheiden zu müssen. Und wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie anstrengend es ist, immer konsistent zu handeln.

Deswegen gelingt der Schutz des Klimas nur mit Ordnungspolitik und rechtlichen Regelungen, die gut gemacht sind. Beispiel Einwegpfand. Die Vermüllung von Natur und öffentlichem Raum hat sich seit zwanzig Jahren schlagartig reduziert, die Recyclingquote bei Dosen ist auf 95 Prozent angestiegen.

Dazu kommt: Der jährliche CO₂-Ausstoß eines Deutschen beträgt 11,6 Tonnen, ein sehr hoher Wert. Wollte man klimaneutral leben, müssten es etwa eine Tonne Ausstoß sein. Manchem fällt es schwer, sich Tag für Tag aufs Neue zu entscheiden. Umso stärker fällt ins Gewicht, dass die Rahmenbedingungen nicht geeignet sind, ein CO₂-freies Leben zu führen. Wie schwierig das ist, zeigt ein Experiment, das vom Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung geleitet wurde. Knapp hundert Berliner Haushalte hatten dabei versucht, ihren CO₂-Ausstoß zu senken. Trotz großer lebenspraktischer Unterstützung erreichte dieser Selbstversuch „Klimaneutral leben in Berlin“ im Durchschnitt nur eine Senkung von elf

Prozent. Dass ein CO₂-armes Deutschland noch nicht gelingen kann, liegt auch an den Infrastrukturen. Dafür braucht es politische Entscheidungen, das Ordnungsrecht und keine freiwilligen Verzichtsappelle.

Alle sollten sich fragen: ob sie das neueste Smartphone braucht, ob er auf ein Auto verzichten kann. Weniger oder gar kein Fleischkonsum wäre schon eine leichte, doch wirksame Klimaschutzmaßnahme. Der Wille zählt, ohne die Anstrengungen Einzelner wird es nicht gehen.

Der Staat ist, wie die Ökonomin Mariana Mazzucato sagt, nicht nur Reparaturbetrieb oder Korrektiv, er gibt die Ziele

Es braucht politische Entscheidungen und das Ordnungsrecht, Freiwilligkeit reicht nicht.

im Sinne des Gemeinwohls vor. Er ist kein Gegner, Bürgerinnen und Bürger sind Teile des Staates, sie sind der Staat.

Kaum jemand wird bestreiten, dass Verbote ein sinnvolles Instrument der Verhaltenssteuerung sind. Eindeutige Gesetze schaffen Klarheit und sind sozial gerecht. Und solche Ordnungspolitik könnte gesellschaftliche Standards setzen, die Menschen zu Verhaltensänderungen bewegen. Mit eindeutigen Verboten trifft man alle, auch die Trittbrettfahrer. ◀

Einladung zum Mitdenken

Gespräch mit dem Schriftsteller und Theaterdramaturgen John von Düffel über eine moderne Form der Askese, die Dissonanz zwischen Denken und Handeln und über Vorbilder

zeitzeichen: Herr von Düffel, „Das Wenige und das Wesentliche“ heißt Ihr neues Buch. Ein Stundenbuch, wie man es sonst als Gebets- und Andachtsbuch aus der katholischen Liturgie kennt. Warum haben Sie diese Form gewählt?

JOHN VON DÜFFEL: Die Idee des Stundenbuchs kommt aus dem Wunsch nach einem Wegbegleiter. Ein Buch, das man durch die Stunden des Tages mitnehmen kann und aus dem man meist in kurzer, verdichteter Form ein paar Gedanken für jede Stunde mit auf den Weg bekommt, sozusagen als geistigen Proviant für die Reise.

Also eine alte Form für neue Gedanken?

JOHN VON DÜFFEL: Es ist vor allem ein persönliches Buch, entstanden aus dem Gefühl heraus, dass jeder abstrakte Gedanke in tausend Scheinargumentationen untergeht, und jede konkrete Geschichte mit tausend anderen Geschichten verschimmt.

Dieses Stundenbuch ist kein Essay, und es ist kein Roman. Wie kann man mit größtmöglicher Klarheit und Ehrlichkeit über sich und die wichtigen Themen wie Überkonsum, Naturzerstörung, Klimawandel nachdenken? Es ist literarische Philosophie oder auch philosophische Literatur. Das Literarische daran ist, nicht abzusehen von dem Ort, wo man ist, nicht abzusehen von der Stunde, in der nachgedacht wird, und auch nicht von dem Menschen, der nachdenkt mit all seinen Fragen und Unsicherheiten. Dadurch wird ein Gedanke persönlich. Man kann ihn ablehnen, man kann ihn annehmen, man kann auch ganz anders darüber denken, aber man denkt hoffentlich darüber nach.

Warum brauchen wir heute ein Stundenbuch?

JOHN VON DÜFFEL: Was unserer Zeit heute gut ansteht, ist ein Nachdenken über Verzicht. Dieses Thema war zuerst da, dann hat sich die Form

herauskristallisiert. Es fing an mit einem sehr eingehenden Gespräch mit meinen Studierenden an der Berliner Universität der Künste über digitale oder mediale Askese. Es ging dabei um das Zuviel: die Unmenge an Nachrichten, an medialer Ansprache durch E-Mails und die sozialen Medien wie Instagram und Facebook, die für die meisten immer mehr zur Belastung werden. Was sich zunächst wie ein großer Kommunikationsvorteil anfühlt, hat eben auch viele Nachteile. Wie findet man darin seinen Weg? Je länger wir darüber geredet haben, desto mehr wurde für die Studierenden Askese oder Verzicht ein positiver Begriff. Den meisten scheint er ja erst einmal das Gegenteil von Genuss zu sein.

Die klösterliche Atmosphäre, das Leben der Mönche klingt an, wenn Sie die Umgebung in Ligurien beschreiben. Sie arbeiten mit Wiederholungen im Text, der einen appellativen Charakter hat. Das alles wirkt sehr religiös.



JOHN VON DÜFFEL: Tatsächlich wollte ich einen säkularen Begriff von Askese entwickeln, der auch außerhalb eines religiösen Kontexts angenommen werden kann. Diese Lebenszugewandtheit von Verzicht oder einer Askese, die sich nicht vom Leben abkehrt, sondern das Leben bejaht, ist mir wichtig. Aber Sie haben vollkommen recht, durch die Strenge der Form mutet der Text liturgisch an oder zumindest lyrisch. Das hat mit dem Maß an Verdichtung zu tun.

Das heißt Form und Inhalt sind kongruent?

JOHN VON DÜFFEL: Das Buch heißt ja „Das Wenige und das Wesentliche“, dadurch ergibt sich eine Strenge des Textes, der in freier Versform geschrieben ist. Auf jeder Zeile steht etwas, aber die Zeile ist nicht voll, das Wenige ist hoffentlich wesentlich. Ich war beim Schreiben wirklich sehr streng mit mir und habe alles gestrichen, was mir „zu viel“ schien. Und ich hoffe, dass diese Strenge zur Klarheit führt. Und dass neben dem Inhalt auch durch die Form etwas Spirituelles miterzählt wird, etwas von der Immaterialität der Werte, die verhandelt werden. Aber es ist auf keinen Fall eine katholische Reprise.

Warum ist es Ihnen wichtig, gleich zu Anfang des Buches deutlich zu machen, dass der Asket der Zukunft nicht religiös sein wird?

JOHN VON DÜFFEL: Ich habe überhaupt nichts dagegen, wenn man durch den Glauben die Kraft findet, sein Leben aufzuräumen und sich auf das Wesentliche zu besinnen. Für viele Menschen ist der Glaube ein wesentlicher Aspekt ihres Lebens. Doch der Begriff der Askese kann weiter verstanden werden und ist nicht auf das Religiöse begrenzt, er kann das weltliche Leben einschließen. Deshalb habe ich bei meiner Neudefinition

Diogenes von Sinope. Stahlstich, nach antikem Relief. Aus: L'Univers. Histoire et description des tous les peuples. Paris um 1835.

nicht nur auf die Askese der Mönche zurückgegriffen, sondern auch auf die antiken Vorbilder, die noch aus polytheistischen oder vorchristlichen Zeiten stammen.

Welche sind das?

JOHN VON DÜFFEL: Diogenes in der Tonne zum Beispiel, von dem der große Asketensatz stammt: „Ich gehe über den Markt und freue mich an den Dingen, die ich nicht brauche.“ Für den Begriff von Askese, den ich vermitteln möchte, ist das ein wichtiger Gedanke. Diese Askese ist ein Verzichten ohne Verzicht, das mit Genuss nicht auf dem Kriegsfuß steht. Eine weitere überlieferte Anekdote von Diogenes ist, wie Alexander der Große ihm gegenübertritt, während er in seiner Tonne liegt, und ihm jeden Wunsch erfüllen will. Und Diogenes sagt: „Geh mir aus der Sonne.“ Alexander der Große ist von dieser Unbestechlichkeit so beeindruckt, dass er selber gerne Diogenes wäre. Das ist ein großes Zeichen für die Kraft des asketischen Gedankens. Wenn wir unsere Bedürfnisse besser kennen und uns nicht nur von den Ansprüchen oder Erwartungen anderer leiten lassen, hilft uns das, die Person zu werden, die wir sind.

Was zeichnet den modernen Asketen aus?

JOHN VON DÜFFEL: Zur Vorstellung der Askese in der Vergangenheit gehören ja Willensstärke und Disziplin. Vor allem auch die Vorstellung, dass man seine Bedürfnisse, seine Triebe und den inneren Schweinehund unterdrücken muss. Der Hauptpunkt einer neu gedachten Askese ist nicht die Unterdrückung von Bedürfnissen, sondern das Gespür für sie. Das ist der entscheidende Unterschied.

Warum ist es wichtig, gerade die eigenen Bedürfnisse zu kennen?

JOHN VON DÜFFEL: Weil es stark macht zu wissen, was man alles nicht braucht. Natürlich muss man immer wieder neu herausfinden, was die eigenen Bedürfnisse sind. Oft wollen

wir etwas, von dem wir erst später merken, dass wir es gar nicht brauchen. Man setzt sich etwas in den Kopf und macht sich auf den Weg, um dann festzustellen, dass die Suche, auf der man sich befindet, eine ganz andere ist. Das soll nicht heißen, dass der Weg das Ziel ist. Der Weg ist die Möglichkeit, das Ziel zu korrigieren. Wenn man unterwegs auch sich selber im Blick hat, dann findet man irgendwann heraus, warum man unterwegs ist. Man kommt zu dem Grund des Weges und zu den Bedürfnissen, die einen bewegen.

Und trotzdem gibt es ein Ziel dieser Lebensweise?

JOHN VON DÜFFEL: Erstrebenswert, das haben die antiken Philosophen schon betont, ist das rechte Maß. Wir leben in einer Zeit der systemischen Maßlosigkeit. Mehr Wachstum, maximale Beschleunigung. Doch so zerstören wir diesen Planeten, unsere Lebensgrundlagen. Wir alle leben

Wir wissen, dass unsere Lebensweise nicht richtig ist, aber wir machen trotzdem weiter.

in einer großen Unstimmigkeit, die Psychologen nennen es „kognitive Dissonanz“. Gemeint ist der alte Widerspruch zwischen Denken und Handeln. Wir wissen eigentlich, dass unsere Lebensweise nicht richtig ist, aber wir machen trotzdem weiter so. Das ist nicht nur die Schuld des Individuums, es ist der eingeschlagene Weg, den alle gehen. Das Abweichen davon ist sehr anstrengend, mühsam, und es wird einem nur selten gedankt.

Ist denn die Dissonanz zwischen dem, was wir denken, und wie wir handeln, ein neues Phänomen?

JOHN VON DÜFFEL: In dem Ausmaß, in dem es uns heute bewusst ist, ja. Vor allem, weil es losgelöst ist von einem religiösen oder ideologischen Diskurs. Es handelt sich um eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache, dass wir dabei sind, den Planeten zu zerstören. Alle haben die Informationen, jeder

weiß es, bis auf wenige Leugner. Dass wir trotz allem nicht in der Lage sind, entsprechend zu handeln und gegen-zusteuern, hat nur zu einem kleinen Teil mit dem Individuum zu tun. Aber ich glaube, wenn das Individuum nicht anfängt, passiert gar nichts.

Woher kommt dieses Übermaß an Konsum?

JOHN VON DÜFFEL: Ich mache das fest an der Figur des Sisyphos. Der Sisyphos des Konsums ist der Mensch, der dieses Produkt, diesen Urlaub oder dieses Haus oder was auch immer, haben muss. Und dafür tut er alles, so wie wir. Wir rollen den Stein wie Sisyphos den Berg hinauf, er rollt wieder runter, und dann haben wir das nächste Ziel vor Augen. Das ist eine Maßlosigkeit in Raten, bei der ich aber eigentlich nie auf die Idee komme, zu überprüfen, warum ich überhaupt unterwegs bin und welche Berge überhaupt Berge sind, die ich nehmen muss, und welcher Stein eigentlich mein Stein ist. Wir machen einfach immer weiter so. Dadurch kommt ein Zuviel zustande, ein Überkonsum, der nicht einmal Zufriedenheit bringt.

Aber genießen wir nicht auch, was wir haben?

JOHN VON DÜFFEL: Konsum ist zunächst einmal nur Verbrauch, für den man bezahlt. Er ist weder Genuss, noch macht er glücklich. Ich bezahle das Essen, aber ob ich es genieße, hängt davon ab, wie ich esse und ob

Ob ich genieße, ist eine Frage des Bewusstseins.

ich es zu schätzen weiß. Es ist eine Frage des Bewusstseins, der geistigen Haltung – etwas, das man nicht kaufen kann. Genuss und Konsum sind also nicht dasselbe, auch wenn die Reklame immer so tut als ob. Schon allein, wenn wir aufhören würden, das zu konsumieren, was wir nicht genießen, wäre viel erreicht. Darüber hinaus definiert unser wirtschaftliches System Konsumieren als das

Gegenteil von Produzieren und damit als passiv. Genuss ist aber eine Wechselwirkung, es hat mit Schmecken und Geschmack zu tun oder im Fall von ästhetischem Genuss mit einer gedanklichen Aktivität. Das Erlebnis eines Bildes oder eines Buches entsteht ja erst durch meine Auseinandersetzung damit.

Gilt das auch für die Lektüre Ihres Buches?

JOHN VON DÜFFEL: Lesen ist eine Kulturtechnik und, ja, eine eigene Kunst. Ich hoffe natürlich, dass das Stundenbuch dazu einlädt. Es lenkt den Blick auf unsere Lesekunst, aber auch auf die Lebenskunst. Und dazu gehört für mich in Zeiten des Zuviels die Kunst des Weglassens. Was ich brauche und was nicht, ist eine individuelle Frage, dafür gibt es keine Patentrezepte, nur diesen alten delphischen Imperativ „Erkenne dich selbst“, gepaart mit dem zweiten Imperativ „Nichts im Übermaß“ oder „Alles in Maßen“. Ich kann das richtige Maß nur finden, wenn ich einigermaßen weiß, wer ich bin, was für Bedürfnisse ich habe. Wenn ich das in Einklang mit meinem Handeln bringe, ist das aus meiner Sicht ein kunstvoller Akt.

Ist das ein Plädoyer für Bescheidenheit?

JOHN VON DÜFFEL: Der Bescheidene vollzieht eine soziale Handlung, indem er weniger nimmt als sein Gegenüber. Das ist eine Spielregel bürgerlicher Höflichkeit. Gleichzeitig würde der Bescheidene nicht unbedingt sagen, er habe genug. Die eigentliche, ideale Form wäre zu sagen, ich kann abgeben, weil es für mich genug ist. Weil ich genug habe, verzichte ich zugunsten anderer. In der Bescheidenheit aber steht das soziale Prestige der Zurücknahme im Vordergrund. Da kann manchmal ein hohles Gefühl bleiben. Ich weiß, wovon ich rede, weil ich auch zur Bescheidenheit erzogen worden bin. Im Theater sagt man oft: Dezenz ist Schwäche. Da sind die Lauten, die sich in den Vordergrund spielen, manchmal die Stärkeren. Darin ist das Theater vielen anderen Bühnen unserer Welt nicht unähnlich.

Der moderne Asket macht sich meist allein auf die Suche nach seinen Bedürfnissen. Welche Rolle spielt in diesem Konzept die Gemeinschaft?

JOHN VON DÜFFEL: Das ist eine wesentliche Frage. Wenn man seine Bedürfnisse erforscht, wird man feststellen, dass die meisten Bedürfnisse, die uns leiten, soziale Bedürfnisse sind. Wie zum Beispiel die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Viele materielle Bedürfnisse sind verkappte immaterielle Bedürfnisse. Ihre Verwandlung in materielles Begehren ist einer der größten Tricks der Verkaufskunst. Insofern sind viele Bedürfnisse, denen wir folgen, nur in der Gemeinschaftlichkeit zu befriedigen. Ich glaube, dass das Individuum unhintergebar ist, die/der Einzelne muss immer bei sich anfangen, aber wenn ich von Maß spreche, dann ist das Maß ja nicht nur eines, was ich mir selber gebe, es umfasst auch ein Verhältnis zur anderen Person oder zur Gemeinschaft.

Warum ist das rechte Maß verloren gegangen?

JOHN VON DÜFFEL: Eine der größten Maßlosigkeiten ist sicherlich das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Das Verhältnis war noch anders, als ich vor über dreißig Jahren anfang, Theater zu machen. Da war die Gesellschaft sehr mächtig, das Individuum klein. Heute ist es umgekehrt. Jeder gesellschaftliche Konsens scheint für das Individuum eine Zumutung zu sein. Ein soziales Gefüge, eine soziale Ordnung entsteht aber nur dadurch, dass jede Person sich ins richtige Maß zur anderen Person setzt. Das fühlt sich dann richtig an. Im ständigen Wettbewerb aber lernen wir – und das ist ein Systemfehler –, dass man entweder als Gewinner oder Verlierer aus einer Auseinandersetzung hervorgeht. Warum sollten nicht zwei Personen mit dem Gefühl auseinandergehen, bekommen zu haben, was sie brauchen, und miteinander ein Maß gefunden zu haben? Dieses Finden eines Maßes ist nicht nur eine individuelle Erkenntnis-aufgabe, sondern auch eine soziale Aushandlung.



Foto: Katja von Duffel

John von Duffel (Jahrgang 1966) ist Autor, Dramaturg und Professor für Szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin. Nach seiner Promotion über Erkenntnistheorie 1989 begann er, als Dramaturg und Autor an verschiedenen Theatern zu arbeiten. Seit 2009 ist er Dramaturg am Deutschen Theater Berlin. Zuletzt erschienen die Romane „Der brennende See“ und 2021 „Die Wütenden und die Schuldigen“.

Kann der Einzelne in dieser Ideologie des Wachstums, des Systems von immer mehr überhaupt etwas bewirken? Er müsste sich ja regelrecht abkoppeln, auch von der Gemeinschaft.

JOHN VON DÜFFEL: Auf jeden Fall kann man den einzelnen Personen nicht die ganze Last der Veränderung auf die Schultern laden. Aber nichts zu tun, ist auch keine Lösung. Es stellt sich die Frage, wie man eine Form von Wirksamkeit erreicht. Zwar gibt es kein richtiges Leben im falschen. Aber es gibt im falschen eine richtige Richtung. Das Individuum lebt in einem System, für das es nichts kann und das ihm häufig falsch erscheint. Gleichzeitig sind wir nicht davon entbunden zu schauen, was zumindest die richtige Richtung ist. Wenn man für sich eine richtige Richtung findet, ist das ein seltener Moment des Einklangs oder auch des Glücks, der Übereinstimmung von Denken und Handeln.

Ist Ihr Asket der Zukunft eine Utopie?

JOHN VON DÜFFEL: Wenn jetzt alle anfangen, in eine andere Richtung zu gehen, würde sich etwas verschieben. Das ist sehr utopisch gedacht, so vermessen wäre ich nicht. Der Punkt, an dem ich zum Utopisten werde, ist vielmehr der Leidensdruck. Ich glaube, dass alles menschliche Leid nach Veränderung ruft und auch Veränderung bewirken kann. Wenn sich eine Lebensweise für viele Menschen falsch anfühlt, wird die Suche nach einem richtigeren Leben – und ich sage das vorsichtig im Komparativ – zum Bedürfnis. Es wird ein Bedürfnis, aus dem falschen herauszukommen. Das ist die Chance. Natürlich gibt es Abhängigkeiten, die zu uns gehören. Das sage ich auch als Familienvater mit Abhängigkeiten, die ich zutiefst bejahe, die zu meinem Leben dazugehören, unter denen ich manchmal ächze, aber die ich nicht missen möchte. Das zu sortieren, ist ein wichtiger Schritt.

Sind Sie auch ein Suchender oder schon ein Wissender?

JOHN VON DÜFFEL: Ich bin auf jeden Fall ein Suchender. Mein Buch beschreibt eine Suche und die Wege, die ich im Zuge dieser Suche gegangen bin. Das ist eine tiefe Überzeugung von mir, dass wir durch den Weg und durch die Richtung auch so etwas wie Sinn erleben. Sinn ist das Gefühl, dass man gerade in die richtige Richtung geht. Dass man sich auf der richtigen Spur befindet. Sinn ist für mich keine Formel, die man irgendwo findet oder ein großer Satz, sondern das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein.

Haben Sie persönliche Vorbilder auf diesem Weg?

JOHN VON DÜFFEL: Ich besinne mich immer häufiger auf die Grundfesten meines Philosophiestudiums, das lange zurückliegt. Der Grund, warum ich damals nicht Philosoph, sondern Romancier, Theaterautor und -macher geworden bin, hat damit zu tun, dass ich die Wahrheitsprobe für einen Gedanken im Leben selbst sehe, in seiner Lebensnähe. Ich suche nach einem Denken, das für mich im

Alltag eine Bedeutung hat und etwas verändert. Das ist der Ehrgeiz dieses Buches: lebensnahes, lebenswirksames Denken. Meine Vorbilder sind dabei Figuren wie Diogenes in der Tonne oder – als Dramatiker – auch Sophokles. Nur darf kein Vorbild darüber hinwegtäuschen, dass man seinen Weg letztlich alleine finden muss.

Sie wollen ein lebensnahes Denken beschreiben. Für Menschen, die mit einem Einkommen im Monat gerade so über die Runden kommen und in Armut leben, mag so eine Umdeutung des Überflusses hin zu dem Weniger fast zynisch wirken.

JOHN VON DÜFFEL: Askese meint die freie, freiwillige Entscheidung für das Wenige, keinen Zwang. Insofern ist Askese ein Privileg derer, die die Wahl haben, sich für das Mehr oder für das Weniger zu entscheiden. Askese ist das Privileg, von seinen Privilegien so wenig wie möglich Gebrauch zu machen. Kurzum, ich würde mich hüten, denen, die wenig haben, das Wenige zu predigen. Vielmehr geht es darum, bei denen, die viel haben und eine Entscheidung zur Nachhaltigkeit treffen können, das Bewusstsein dafür zu wecken.

Nun sprechen sie selber vom „Predigen“.

JOHN VON DÜFFEL: Ich würde es eher als eine Einladung zum Mitdenken beschreiben und nicht als eine Art Fremdbestimmung oder Vorschrift. An eine – wie beim Predigen – von oben nach unten gereichte Erkenntnis glaube ich nicht. Man kann erst mal nur eine Frage stellen und dann beschreiben, wie man selber auf dem Weg der Fragen weitergegangen ist. Vielleicht biegen andere Menschen ganz anders ab. Es ist, wenn man Predigen und Suchen als Begriffe miteinander vereinigen kann, eine Predigt der Suche.

Das Interview führte Kathrin Jütte am 25. April 2023 in Potsdam.

Wenn Worte fehlen

Eine Ausstellung in Kassel versucht eine Annäherung an das Phänomen **Trost**

ANNEMARIE HEIBROCK

„Trost – Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ heißt eine Ausstellung, die derzeit im Kasseler Museum für Sepulkralkultur zu sehen ist. Die Bielefelder Journalistin Annemarie Heibroock hat sie sich angeschaut.

Die schwarz gekleidete Frau wirft sich Erde ins Gesicht. Sie schreit, sie schluchzt, sie ist verzweifelt. Das ist nicht nur sichtbar, das ist spürbar. Und auf stumme Art sogar hörbar. Leib und Seele sind erschüttert in diesem Moment tiefsten Leides. Eine zweite Frau versucht, die Trauernde zu erreichen, ihr Nähe zu geben. Vergeblich. Die Frau ist untröstlich. Ungetröstet. Trost-los.

Festgehalten hat diese Szene der äthiopische Fotograf Mulugeta Ayene. Sein Bild, ausgezeichnet als World Press Photo 2020, zeigt die Angehörige eines Passagiers, der beim Absturz eines Flugzeuges der Ethiopian Airline in der Nähe von Addis Abeba im März 2019 ums Leben kam.

Zu sehen ist das Foto noch bis zum 17. September im Kasseler Museum für Sepulkralkultur im Rahmen der Ausstellung „Trost – Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“. Die Schau, mit der das Kasseler Haus eine Ausstellungstrilogie zum Themenfeld Trauer und Gedenken abschließt, versucht eine Annäherung an das Phänomen **Trost** aus verschiedenen kulturellen, religiösen und künstlerischen

Es kann auch eine zwischenmenschliche Handlung sein, die Hilfe verspricht – wenigstens für den Augenblick.

Perspektiven. Ein Phänomen, das, wie Jean-Pierre Wils (siehe auch Seite 68) – belgischer Philosoph und einer der Ideengeber der Ausstellung – meint, rehabilitiert gehören. Erstens, weil es viel zu sehr mit Versagen verbunden werde. Und zweitens, weil es von der Philosophie zu lange vernachlässigt worden sei.

Es ist sicher kein Zufall, dass Ayenes Bild von der trauernden Frau zu den Exponaten gehört, die die Ausstellung eröffnen. Denn es bringt – neben dem individuellen Leid – vor allem eines zum Ausdruck: dass es Situationen gibt, in denen **Trost** so gut wie unmöglich ist. Jedenfalls verbaler **Trost**. Es ist die Tat, die die Worte ersetzt. Die Frau bewirft sich mit Erde. Das scheint ihr Weg zu sein, das Unerträgliche erträglich zu machen.

Ohne Worte kommt auch Peyo aus. Denn Peyo ist ein Pferd. Seit 2016 besucht er zusammen mit seinem Trainer Hassen Bouchakour kranke Menschen in Hospizeinrichtungen und Palliativstationen in Nordfrankreich, um ihnen **Trost** zu spenden. Die Vorgeschichte dieses verblüffenden Phänomens, das in Kassel mit Fotos dokumentiert ist: Bouchakour hatte bei Dressurturnieren beobachtet, dass sich Peyo mit Sanftmut und Ruhe einzelnen physisch oder psychisch geschwächten Menschen näherte, um einige Zeit an ihrer Seite zu verbringen. Nach vier Jahren Forschung und dem Vergleich mit





*Auf der Mittel-
ebene können die Besucher hören,
was unter anderen eine Sterbebegleiterin
und ein Rabbi zu sagen haben. Am Ende
sind alle eingeladen, ihre persönliche
Trostmusik und tröstende Rituale zu
teilen. Die Besucherinnen und Besucher
werden von einem Konvolut Engelchen
begrüßt – klassische Trostspender aus
der Welt des Religiösen.*

mehr als 500 anderen
Pferden konnten die Ärzte und
Tierärzte eine solche Fähigkeit aktuell nur
bei Peyo beobachten.

Dass die tröstende Kraft eines Tieres al-
lerdings schon in früheren Zeiten registriert
wurde, belegt ein kleines historisches Foto
aus dem Kontext des Ersten Weltkriegs. Es
zeigt einen sterbenden Soldaten. Er streckt
seine Hand in Richtung des Kopfes seines
Reitpferdes aus, das am Fußende seines
Bettes steht. Sich von dem geliebten Tier zu
verabschieden, könnte, so meinen die Aus-
stellungsmacher, dem Sterbenden ein letzter

Trost ge-
wesen sein.

Wenn Worte fehlen,
kann es auch eine zwischenmensch-
liche Handlung sein, die Hilfe verspricht –
wenigstens für den Augenblick: die liebe-
volle Umarmung, das Halten der Hand,
ein Einfach-nur-da-Sein, zuhören, anstatt
zu sprechen. Beeindruckende fotografische
Zeugnisse davon sind in Kassel zu sehen.
Dass der Verzicht auf verbale „Vertröstun-
gen“ oft der bessere Weg ist, auf Trauer
und Leid zu reagieren, bestätigen auch Ex-
pertinnen und Experten in Sachen Trau-



Foto: Nasim Mohammadi

erbegleitung. In einer für die Ausstellung produzierten Reihe von Interviews (für die sich die Ausstellungsbesucherinnen und -besucher ruhig ein wenig Zeit nehmen sollten) berichten sie über ihre Erfahrungen. Zum Beispiel Karin Flachmeyer. Sie ist Hebamme im „Heilhaus Kassel“, einer Einrichtung, die Hilfen auf medizinischer, therapeutischer und spiritueller Ebene von der Geburtshilfe bis zur Hospizarbeit anbietet. Das Konzept des Hauses ist für Karin Flachmeyer „das Tröstliche überhaupt“: dass hier Geburt, Leben und Sterben als Einheit betrachtet werden. Darüber hinaus steht für sie außer Zweifel, dass Sprache „nicht wirklich das Medium für Trost“ ist. Gerade im Schweigen lägen Chancen für einen inneren Austausch, für Interaktion und einen „Energiefluss“ zwischen ihr – der Begleiterin – und dem trauernden Menschen. Das könnte dann „vielleicht ein Anfang von Trost“ sein.

Dass Trost darüber hinaus auch im praktischen Handeln liegen kann, hat sie überzeugend erfahren nach einer Totgeburt

in einer muslimischen Familie. Die festgelegten religiösen Riten – die Waschung des Kindes, seine Umhüllung mit einem weißen Tuch und schließlich die Beerdigung des Leichnams in einem Korb – bieten einen schützenden Rahmen, in dem die Trauer aufgehoben ist. Der Schmerz wird an einen Ritus abgegeben.

Vom Geben und Nehmen zwischen Tröstenden und Zu-Tröstenden weiß auch Jürgen Dahlfeld von dem Kasseler Bestattungsinstitut „Das Zeitliche segnen“ zu berichten. Durch einen trauernden Witwer habe er spüren können, dass der Tod nicht alles trennt. „Das war meine Trosterfahrung“, sagt Dahlfeld. Vom Trost durch die christliche Auferstehungshoffnung ist hingegen in der Ausstellung recht wenig die Rede. Es gebe, so sagte Jean-Pierre Wils, echten Trost in der Religion, aber eben auch viel Vertröstung.

Zwischen Trost und Vertröstung

Zwischen Trost und Vertröstung sind sicher Engelfiguren anzusiedeln, die bis heute Gräber schmücken. Viele Darstellungen solcher volkstümlich-religiösen Helferfiguren hat das Museum für Sepulkralkultur gesammelt. Eine Auswahl wird in der aktuellen Ausstellung präsentiert. Dazu gibt es eine Wand mit volkstümlich-christlichen Artefakten: ein Sterbekreuz zum Beispiel oder eine Bild- und Namenstafel von einem Grabkreuz aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine weitere Vitrine präsentiert einen Rosenkranz zusammen mit Gebetsketten aus anderen Religionen.


Wenig bekannt dürften im nicht-katholischen Bereich die so genannten Totenzettel sein. Gestaltet wie eine Traueranzeige, sind sie überschrieben mit dem Dreiklang „Jesus! Maria! Josef!“. Sie wurden in Gebet- und Gesangbüchern verwahrt, um deren Nutzerinnen und Nutzer daran zu erinnern, die Verstorbenen ins Fürbittengebet an die drei christlichen Trösterfiguren einzuschließen. Dass die Toten durch die Zettel noch eine ganze Zeit unter den Menschen weiterleben (was auch ein Trost sein kann), ist dabei vermutlich ein mehr oder weniger beabsichtigter Nebeneffekt. Einige Beispiele für diese Totenzettel sind in Kassel zu sehen. Daneben findet sich eine Reihe von Kondolenzbriefen, die, anders als viele andere Dokumente, die die Ausstellung

präsentiert, zeigen, wie Trost bis in die 1960er-Jahre auch in Worten ausgedrückt wurde: durch Worte des Mitfühlens etwa, durch den Verweis auf Charaktereigenschaften des oder der Verstorbenen oder auf die gemeinsam verbrachte Lebenszeit und nicht zuletzt durch den Verweis auf die christliche Hoffnung auf ein Wiedersehen. Nach Einschätzung von Museumsleiter Dirk Pörschmann haben solche persönlich verfassten Trostschreiben in der Gegenwart allerdings an Bedeutung eingebüßt. An ihre Stelle traten zunehmend vorgedruckte Karten.

Hoffnung auf ein Wiedersehen

Jede Zeit und jedes kulturelle Umfeld suchen ihren eigenen Ausdruck für Schmerz auf der einen und Trost auf der anderen Seite. Das zeigt die Kasseler Ausstellung eindrücklich. Nach der Pandemie ist sie für Pörschmann zugleich ein Aufruf, sich gemeinschaftliche Rituale nicht nehmen zu lassen. Weil sie Trost spenden und damit die Tür zur Zukunft öffnen.

Zugleich lädt die Ausstellung mit ihren vielfältigen künstlerischen sowie literarisch-philosophischen Impulsen zum Nachdenken darüber ein, was Trost sein kann – für jeden und jede „Einzelne/n“? Ob sie im Leichenschmaus liegt oder in der Musik, ob in alten Texten oder modernen Kunstaktionen, ob im Glauben oder in der Natur. Denn ja, manchmal braucht es nur den Duft von Blüten oder den Gesang eines Vogels, um getröstet zu werden. Selbst in schweren Zeiten.

Mut machen kann da vielleicht ein Satz des bulgarischen Schriftstellers Georgi Gospodinov, der in der Ausstellung nachzulesen ist: „Auch während des Krieges haben Vögel gesungen. Darin liegt das ganze Entsetzen ... Und ein Trost.“ 

INFORMATION

Die Ausstellung „Trost – Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ ist noch bis zum 17. September zu sehen im Museum für Sepulkralkultur, Weinbergstraße 25–27, 34117 Kassel. Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags 10 bis 17 Uhr, mittwochs 10 bis 20 Uhr; öffentliche Führungen immer mittwochs um 17 Uhr. Weitere Informationen im Internet unter www.sepulkralmuseum.de.

Alfons Mühlenbrock: *Niklas' Vermächtnis – Eine Behausung für den Duft*, 2023.





Foto: epd

Demonstration für den Klimaschutz im April 2023 in Berlin: „Christliche Lebenspraxis geht auf die Straße.“

Es ist nicht zu kompliziert

Warum eine ausdifferenzierte Gesellschaft ein radikales Christentum braucht

TOBIAS FOSS

Die Gesellschaft ist zu komplex und ausdifferenziert, um sie einer radikalen Gesamtkritik zu unterziehen. Diesem Grundsatz aktueller Soziologie widerspricht Tobias Foß. Der promovierte Theologe und Autor aus Halle/Saale plädiert stattdessen für ein ganzheitliches und radikales Verständnis des Christentums.

Immer wieder gibt es im theologisch-akademischen Bereich Versuche, dem Christentum ausschließlich einen bestimmten Aspekt des Lebens zuzuweisen. Ein sehr prominentes Denkmodell ist der Ansatz des Soziologen Niklas Luhmann (1927–1998), der innerhalb der evangelischen und katholischen Theologie im deutschsprachigen Raum stark rezipiert wird. Kern der systemtheoretischen Perspektive von Luhmann ist, dass Gesellschaften im Zuge von „Modernisierungsentwicklungen“ eine funktionale

Differenzierung durchlaufen haben: Es gebe Systeme, die für ganz bestimmte Aufgabenbereiche zuständig seien und hierfür gesellschaftliche Funktionen übernehmen. Dabei gilt: Ein Gesamtsystem, das auf alle Bedürfnisse des Menschen eingeht oder diese überblicken kann, gebe es nicht mehr. Das System „Religion“ gehe etwa nur auf ein ganz bestimmtes Bedürfnis ein (etwa die Begegnung mit dem Heiligen). Es existiert neben anderen Systemen (etwa Politik, Bildung, Wohlfahrt, Umweltschutz) mit ihren eigenen Aufgabenbereichen.

Ein solcher Ansatz steht unter einer starken Missbrauchsgefahr, sodass er einer grundlegenden Kritik bedarf – gerade angesichts von Krieg, wie gegenwärtig in der Ukraine, und Umweltkatastrophen, die wir durch unsere Art zu wirtschaften hervorgerufen haben. Eine solche Kritik führt zu einem Plädoyer für ein radikales Christentum, wie im Folgenden dargestellt werden soll. Dabei kann es nicht um simple Antworten angesichts gesellschaftlich komplexer Herausforderungen gehen. Selbstverständlich

ist die Pluralisierung von Lebensentwürfen und damit ein Aufbrechen normativer und auch einengender sozialer Lebenswandelvorgaben charakteristisch für die gegenwärtige Gesellschaft. Ebenso entstehen etwa durch technologischen Fortschritt neue Arbeitsbereiche und ausdifferenziertere Aufgaben. Jedoch bedeutet dies nicht, dass Systeme und damit einhergehende funktionale Differenzierungen völlig zu-

Jegliche Kritik am modernen Götzendienst wird von den Anhängern Luhmanns unterminiert.

sammenhangslos nebeneinanderstehen würden. Ein solches Denken ist im luhmannschen Ansatz angelegt.

Dementsprechend hat etwa der Soziologe Armin Nassehi unter Berufung auf Luhmann ein linkes politisches Engagement per se als absurd hingestellt: In der gegenwärtigen hochkomplexen und funktional-differenzierten Gesellschaft könne

es sowas wie eine Gesamtperspektive oder Gesamtkritik (etwa am Neoliberalismus) nicht mehr geben. Linke Politik gehe einer in sich widersprüchlichen Aufgabe nach. Die Welt sei eben viel zu kompliziert. Wer so spricht, erteilt bereits der Möglichkeit einer Kritik an totalitären Zusammenhängen, die verschiedenste Lebensbereiche dominieren und zerstören, eine Absage. Theologisch gesprochen: Jegliche Art einer Kritik am modernen Götzendienst wird unterminiert.

Dies steht der Kraft des Evangeliums entgegen, denn Evangelium meint eine umwälzende Befreiungsbewegung, die alle menschlichen Lebensbereiche ergreifen will. Auch das gesellschaftliche Zusammenleben ist davon betroffen, indem eine Gesellschaft angestrebt wird, die auf Gleichheit und Freiheit ausgerichtet ist. In diesem Sinne ist Gott revolutionär.

Der katholische Theologe und Philosoph Jürgen Manemann schreibt in seinem

Buch *Revolutionäres Christentum* (2021): „JHWH ist [...] eine revolutionäre Gottheit, die ein Leben in stetiger persönlicher und politischer Umkehr verlangt. Gott ist eine Schöpfergottheit, die Menschen ins Leben ruft und sie zum Dienst für die Bewahrung des Lebens beruft. Der Sturz der Mächtigen gehört zu ihrem Markenzeichen.“

Befreiender Anspruch

Das Evangelium hat einen befreienden Anspruch, so dass Menschen gesellschaftlich Verantwortung übernehmen und aktiviert werden. Es befindet sich im kritischen Widerstand zu totalitären Regimen, die heilsames Leben verhindern, sprich Götzen. Demnach ist das Evangelium radikal, weil es nicht nur ungerechte Oberflächenstrukturen bekämpft, sondern die Wurzel ihrer Ungerechtigkeit umstürzen will. Es steht der oben beschriebenen Interpretation

durch Luhmann entgegen, denn es will alle Lebensbereiche unter ein neues, befreiendes Licht stellen. Im eklatanten Widerspruch steht das Evangelium zu neoliberalen Eskalationen in Wirtschaft und Politik. Gerade neoliberale Vordenker wie der Ökonom und Sozialphilosoph Friedrich August von Hayek (1899–1992) vertrauen offenbar Marktmechanismen mehr als dem eigenen kritischen Denken. Der Mensch könne die komplexe Vielfalt der Ökonomie und der Gesellschaft nicht mehr überschauen. Es sei alles zu kompliziert. Der Markt müsse ungebremst schalten und walten. Die Nähe zum oben angedeuteten Ansatz Luhmanns (hier in neoliberaler Verkleidung) ist deutlich. Eine radikale Kritik wird durch eine solche Herangehensweise von vornherein torpediert.

Dabei ist der Neoliberalismus ein totalitäres Regime, wie es einst auch der Lutherische Weltbund auf seiner 10. Vollversammlung 2003 und der Reformierte Weltbund in der Accra-Erklärung 2004 festgestellt haben. Die Folgen der Ausuferungen sind gravierend: globale Ausbeutungsprozesse, Prekariat in zahlreichen Berufsbranchen, Klimakrise, Selbstoptimierungsdruck und Überforderung des einzelnen Subjekts, für jegliche sozio-ökonomischen Sicherheiten selbst verantwortlich sein zu müssen.

Mehr denn je ist also gegenwärtig ein radikales Christentum nötig, das für die am Rand der Gesellschaft stehenden Menschen kämpft und die Wurzel gegenwärtiger Unrechtsstrukturen ausreißen will.

Ein radikales Christentum pflegt sein großes Kontranarrativ („Unsere Welt kann und soll anders sein“), baut an der Utopie der großen gesellschaftlich-ökonomischen Transformation mit und geht einer befreienden Praxis nach, um „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (Karl Marx).

Es schafft mit zivilgesellschaftlichen Netzwerken Beziehungen, die die gleiche Richtung und Linie verfolgen. Eine solche christliche Lebenspraxis geht auf die Straße, demonstriert und baut Druck auf die Politik auf, für Frieden zu streiten und für die „Kaputten der Gesellschaft“ einzutreten.

Klimaschutzdemonstration in Berlin 2023: „Einsatz für eine grundlegende Transformation unseres (ökonomischen) Zusammenlebens“.



Foto: epd

Dieses Engagement entspricht christlicher Nachfolge oder anders, mit den Worten von Dorothee Sölle (1929–2003) ausgedrückt: Wegen Gottes Willen „spricht die Bibel so unaufhörlich von den Armen und meint, dass der Reichtum, den wir zwischen uns und den Armen anhäufen, uns auch Gott verstellt und den Weg zu Gott verbaut. Hat Gott denn etwas mit der Wirtschaftsordnung zu tun? Die Bibel meint ja, und sie ergreift die Partei der Armen.“

Ein radikales Christentum sieht die gegenwärtige ökologische „Zangenkrise“. Diese besteht zum einen daraus, den fossilen Verbrauch angesichts der Klimakatastrophe schnellstmöglich senken zu müssen, und zum anderen, über eine immer geringere natürliche Ressourcenbasis zukünftig verfügen zu können. Christliche Lebenspraxis wird alles Nötige unternehmen, sich mit Netzwerken zu verbinden, die sich für eine grundlegende Transformation unseres (ökonomischen) Zusammenlebens einsetzen (zum Beispiel Attac, Postwachstumsökonomie, Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Gemeinwohlökonomie).

Bangen und kämpfen

Ein radikales Christentum nimmt seinen Glaubensgegenstand, Gott, ernst und lässt sich von seiner Liebe zur befreienden Praxis bewegen. Darin entspricht es der ohnmächtigen Liebe Gottes, die um den Menschen bangt und kämpft, ihn aber nicht zwingt, seinem Ruf nach Gerechtigkeit zu folgen (*Anrede Gottes*). Christliche Lebenspraxis folgt in ihrer Radikalität dem Slogan: „Der ganz andere Gott will eine ganz andere Gesellschaft“ (Helmut Gollwitzer). Es geht um eine Gesellschaft, die ein gutes Leben für alle Menschen (und die Natur) verlangt. Hierbei kann ein radikales Christentum darauf vertrauen, dass seine Hoffnung nicht ins Leere geht: Gott bürgt für sein Reich (*Verheißung Gottes*). Gottes Anrede und Verheißung wirken als permanent-befreiende Infragestellung des Menschen und setzen so die Erwartung und Gewissheit frei, dass Gottes Heilswille auch in anderen Religionen und säkularen Netzwerken tätig ist. Das Reich Gottes ist größer als jegliche Kirchenmauern.

Und weiter: Ein radikales Christentum nimmt seinen Relevanzverlust in der Gesellschaft ernst. Christliche Nachfolge kann nicht ohne Weiteres auf christlich geprägte Sozialisationsprozesse zurückgreifen,

sondern muss seine Wichtigkeit im Hier und Jetzt unter Beweis stellen. Dies gelingt gerade im zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Bereich. Eine solche Ausrichtung, die linkspolitische Vernetzungen aufzuweisen hat, wird sicherlich nicht nur Befürworter:innen finden, sondern auch auf Widerstand stoßen – gerade von Menschen, die Nutznießer von Unrechtssystemen sind. So wird man sich am ehesten am christlichen Glauben wieder reiben können; man

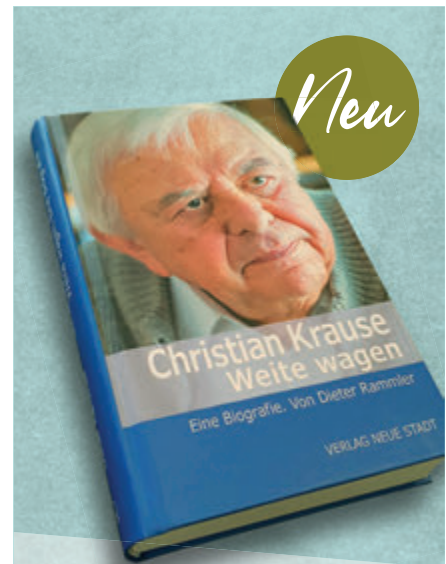
*Das Reich
Gottes ist größer
als jegliche
Kirchenmauern.*

wird sich über ihn vielleicht ärgern, auch konstruktiv streiten und darin hoffentlich heilsame Brücken entdecken.

Zuletzt: Ein radikales Christentum wird auf komplizierte Herausforderungen keine plumpen Antworten geben. Es wird jedoch gleichzeitig nicht darauf verzichten, deutlich und klar Götzenkritik zu betreiben. Dies ist angesichts des Totalitätsanspruchs sowohl des Neoliberalismus als auch weiterer totalitärer Regime mehr denn je nötig. Es geht um autoritäre Gewalten, die sich zum Gott machen, ein gutes Leben für alle Menschen unterminieren und Menschenrechte aushöhlen. Neben weiterhin bestehenden Größenwahnbestrebungen der Industrienationen, die bewusst ihren Reichtum auf den Rücken der ärmeren Länder eskalierend vergrößern und fliehende Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen, muss an dieser Stelle auch Russland mit seinem Angriffskrieg und dem permanenten Ausmerzen demokratischen Widerstands genannt werden. Auch in Russland will ein radikales Christentum Demokratisierungsprozesse und zivilen Widerstand ermöglichen, die schiefe Verbrüderung von orthodoxer Kirche und Staat auflösen und allein Gott (und nicht etwa Putin oder „Großrussland“) das Prädikat „göttlich“ zukommen lassen – auch wider allen Verschleierungen, die ein solches Engagement ad absurdum führen wollen und meinen, es sei alles zu kompliziert. ◀

HINWEIS

Dieser Artikel ist in einer gekürzten Version auch beim Onlinemagazin *Die Eule* erschienen.



Ein Leben an Brennpunkten der Zeitgeschichte

Christian Krause zählt zu den prägenden Gestalten der internationalen Ökumene: als Generalsekretär des Deutschen Evangelischen Kirchentages, als Landesbischof, als Präsident des Lutherischen Weltbundes, in seinem unermüdelichen weltweiten Einsatz – an Krisenherden in Afrika und Mittelamerika wie auch bei ökumenischen Bischofstreffen.

Der Unterzeichner der historischen *Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre* wurde u.a. mit dem Klaus-Hemmerle-Preis ausgezeichnet als ein Brückenbauer, dessen Herz für die Menschen und für die Einheit schlägt.

Das Lebensbild eines Menschen, der – ohne das Rampenlicht zu suchen – viel bewegt hat. Mit zahlreichen Hintergrundinformationen, die Zeitgeschichte lebendig werden lassen.

Dieter Rammler, sein langjähriger Persönlicher Referent, gibt spannende Einblicke in ein bewegtes Leben, über dem wie ein Leitmotiv steht:
Weite wagen!

28,- €

344 Seiten, gebunden,
klimaneutral gedruckt
ISBN 978-3-7346-1301-2

Im Buchhandel, online oder
über unsere Auslieferung:

**Verlag Neue Stadt, c/o AZB,
Hoogeweg 100, 47623 Kevelaar
Tel. 02832 929-291
mireille.spenrath@azb.de**

 **Verlag
Neue Stadt**
neuestadt.com

Verheiratete Priester

Theresa Hüther hat die alt-katholische Bewegung in Hessen erforscht

In ihrer Doktorarbeit zeigt Theresa Hüther (35), wie liberale Katholikinnen und Katholiken im 19. Jahrhundert gegen den Machtanspruch des Papstes kämpften. Dabei werden auch Parallelen zur Gegenwart deutlich.

Ich wuchs in einem Dorf in der Pfalz auf. Nach dem Abitur absolvierte ich an der Universität Mainz ein Magisterstudium mit Geschichte als Hauptfach und Politikwissenschaft und katholische Theologie als Nebenfächer. Obwohl mich Theologie sehr interessierte, wählte ich es nur als Nebenfach, weil ich nicht in der römisch-katholischen Kirche arbeiten wollte. Eine Freundin erzählte mir eines Tages, in Mainz gebe es einen Gottesdienst von Leuten, die nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben. Und sie bat mich, sie zu begleiten, weil sie sich nicht getraute, diesen Gottesdienst alleine zu besuchen. Ich meinte, ich würde auch nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben und begleitete sie. Der Gottesdienst entpuppte sich als alt-katholisch. Schlussendlich trat ich in die alt-katholische Kirche ein.

In Mainz hatte ich eine Hausarbeit über den Kulturkampf geschrieben und die Einstellungen des ersten alt-katholischen Bischofs Joseph Hubert Reinkens (1821–1896) und des römisch-katholischen Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel von Ketteler (1811–1877), verglichen. Dadurch interessierte mich die Entwicklung des Alt-Katholizismus im Großherzogtum Hessen-Darmstadt. Das wurde vom Bistum Mainz abgedeckt und umfasste zum Beispiel die Städte Darmstadt, Mainz und Offenbach. Weil es dazu keine Literatur gab, wollte ich in einer Doktorarbeit der Sache auf den Grund gehen. Und mit diesem Vorhaben bewarb ich mich um die Stelle einer Wissenschaftlichen Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn, und ich bekam sie.

Für meine Dissertation wählte ich den Zeitraum vom Ersten Vatikanischen Konzil 1870 bis zum Tod von Bischof Reinkens



Foto: Volker Lannert

1896. Denn damals gründeten Katholiken, die die Beschlüsse des Konzils (Unfehlbarkeit und Jurisdiktionsprimat des Papstes) ablehnten, alt-katholische Vereine, Kirchengemeinden und das Katholische Bistum der

Anders als Hessen-Darmstadt behandelte Preußen die Alt-Katholiken als Teil der katholischen Kirche.

Alt-Katholiken. Dessen Bischof ließ sich in Bonn nieder, das zu Preußen gehörte.

In Offenbach sind es Fabrikanten, Handwerker, Beamte, Lehrer und Arbeiter, alles Laien, die die Bildung einer alt-katholi-

schen Gemeinde vorantreiben, die zur größten im Großherzogtum Hessen-Darmstadt wird. Während die Regierungen Badens und Preußens die Alt-Katholiken als Teil der katholischen Kirche behandeln und ihnen daher die Mitnutzung römisch-katholischer Kirchengebäude ermöglichen, betrachtet die Regierung Hessen-Darmstadts die alt-katholische Kirche als neu entstandene Konfession. So wird die Offenbacher Gemeinde vom Staat 1874 als Pfarrei anerkannt, darf aber das römisch-katholische Kirchengebäude nicht mitbenutzen. Gottesdienste kann sie nur in evangelischen Kirchen feiern. Schließlich kann die alt-katholische Gemeinde Offenbachs 1901 ihre eigene Kirche einweihen.

Für die Gründung der alt-katholischen Gemeinde in Gießen spielte die Katholisch-Theologische Fakultät eine wichtige Rolle. Sie war durch die Aufklärung geprägt. Deshalb unterhielt sie auch ein gutes Verhältnis zur Evangelisch-Theologischen Fakultät. 1849 wählte das Mainzer Domkapitel den Gießener Theologieprofessor Leopold Schmid (1808–1869) mit vier zu drei Stimmen zum Bischof. Schmid war ein Gegner der „Ultramontanen“, der Katholiken, die dem Papst die Machtfülle eines absoluten Monarchen zubilligten, Reformen in der Kirche bekämpften und Menschenrechte und Demokratie scharf ablehnten. Papst Pius IX. (1792–1878) inspirierte und förderte dies. Er weigerte sich, Schmid's Wahl zu bestätigen, sodass 1850 Wilhelm Emmanuel von Ketteler Bischof wurde. Der errichtete in Mainz ein Priesterseminar, so dass angehende Geistliche nicht mehr in Gießen studierten. Das bedeutete das Ende für die Katholisch-Theologische Fakultät in Gießen.

Leopold Schmid erlebte das Erste Vatikanum nicht mehr. Er erklärte noch kurz vor seinem Tod im Jahr 1869, dass er „katholisch“ sei, aber nicht „römisch“. Und sein Fakultätskollege Anton Lutterbeck

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

(1812–1882) gründete in Gießen mit anderen Akademikern eine alt-katholische Gemeinde. Aber sie waren sehr alt, und es gelang ihnen nicht, viele Mitglieder zu gewinnen.

Eine florierende alt-katholische Dorfgemeinde entstand dagegen im rheinhessischen Heßloch. Hier hatte es immer wieder Streit gegeben zwischen liberalen Katholiken und den ultramontanen Ortsgeistlichen. Und das war ein guter Nährboden für die Bildung einer alt-katholischen Gemeinde, der sich ein Fünftel der katholischen Gemeinde anschloss. In Heßloch wurden zweimal im Monat alt-katholische Gottesdienste gefeiert und auch Religionsunterricht erteilt. Und 1890 wurde die neu erbaute Kirche geweiht. Erst jetzt konnte bei alt-katholischen Beerdigungen geläutet werden. Denn die römisch-katholische Pfarrei hatte dies verweigert. Und öfter war es in Heßloch auch zu tätlichen Angriffen auf Alt-Katholiken gekommen.

Meine Doktorarbeit wird Ende des Jahres veröffentlicht. Für die Fertigstellung habe ich, wegen der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie, sieben Jahre gebraucht. Die Quellenlage war erstaunlich gut: Ich wertete den *Deutschen Merkur* aus, eine alt-katholische Wochenzeitung, Unterlagen in Archiven des Staates, des Bistums

Mainz, des alt-katholischen Bistums und mancher Gemeinden. Besonders erhellend fand ich die Korrespondenz der alt-katholischen Gemeinden mit der Bistumsleitung in Bonn.

Weil Teile Hessen-Darmstadts gemischt-konfessionell sind, gab es im 19. Jahrhundert viele konfessionsverschiedene Ehen. Durch den Übertritt zur alt-katholischen Kirche konnten betroffene Frauen und Männer katholisch bleiben, ohne dass sie ihre Kinder römisch-katholisch taufen mussten, wie es das römische Lehramt verlangte.

Überrascht hat mich, dass im 19. Jahrhundert Fragen diskutiert wurden, die heute noch relevant sind: dass Rom zum Beispiel direkt in die Diözesen eingreifen kann. In den Quellen wird auch beschrieben, wie Orden geistlichen Missbrauch ausübten, indem sie in ihren Internaten Druck auf Schülerinnen ausübten, Ordensschwester zu werden. Und immer wieder wurde die „Unsittlichkeit von Priestern“, also sexuelle Übergriffe auf Frauen und Minderjährige, thematisiert. Das war ein wichtiger Grund, warum die alt-katholische Kirche in Deutschland den Priesterzölibat, die Verpflichtung der Geistlichen zur sexuellen Enthaltsamkeit, 1878 aufhob. ◀

Aufgezeichnet von Jürgen Wandel

Für Sie reingeschaut

Alt-Katholische und Ökumenische Theologie

Das 131 Seiten starke Jahresheft 2022 des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn, das neun Euro kostet, schildert das Verhalten von Alt-Katholiken in der Nazizeit am Beispiel der Kirchengemeinden Saarbrücken und Münster. Ein Beitrag zeigt auch, wie sich die alt-katholische Kirche Deutschlands aufgrund ihrer jüngsten Geschichte mit orthodoxen Kirchen über die Gefahr nationaler Verstrickung austauschen könnte. Nach 1870 waren römisch-katholische Priester und Laien aus ihrer Kirche gedrängt worden, weil sie die Beschlüsse des Ersten Vatikanums ablehnten. Unter denen, die das alt-katholische Bistum in Deutschland gründeten, waren Demokraten, die die absolute Macht des Papstes in der Kirche bekämpften und seine Verdammung der Religionsfreiheit. Andere störte es, dass ein Bischof, der jenseits der Alpen (*ultra montes*) sitzt, in deutsche Bistümer eingreifen darf. Mit der Zeit gerieten manche Alt-Katholiken auf den abschüssigen Weg vom National-Liberalismus zum Nazismus, wie das Heft zeigt.

Weitere Infos: www.alt-katholisch.de/shop



Eine willkommenheiende Inklusion

Eine freundliche Achtsamkeit miteinander wird nicht im Streit um Gerechtigkeit zu finden sein

CHRISTIAN REBERT

Das es noch vielfältige Formen der Diskriminierung in unserer Gesellschaft gibt, dürfte unbestritten sein. Besondere Aufmerksamkeit erhalten hierbei seit längeren Dimensionen der Geschlechtlichkeit. Besonders auf der Ebene der Sprache sind sie diskursrelevant geworden und werden markiert mit Binnen-I, Gendersternchen und anderen Derivaten derselben Idee.

So wichtig Differenzierung ist, so unzureichend glückt sie mit diesen Versuchen jedoch. Denn das Problem all dieser Vorschge ist eine potenziell diskriminierende Überbetonung von (dualer) Geschlechtlichkeit. Menschen, die sich jenseits der Dualität von männlich und weiblich definieren und sich nicht als divers verstehen, sondern weitestgehend unabhängig von *gender* und *sexus* als Person konstituieren, werden mit der gängigen Praxis des Genderns permanent auf eine Identifikationsdimension reduziert, über die sie sich nicht definieren (lassen) wollen.

Eine Person kann auch Mann/Frau/? sein, ohne permanent auf dieses Mannsein, Frausein, ?-Sein angesprochen werden zu wollen, weil sie sich auf ganz anderen Ebenen definiert, etwa über die eigene Rolle im familialen oder freundschaftlichen Nahfeld, den Beruf, Interessen und vieles mehr. Es gibt jugendliche, technikinteressierte, die Krankenpflege lernende Personen, fürsorgliche Kinder ihrer psychisch erkrankten Eltern, religiöse Menschen, für die all diese Merkmale ihres Personseins deutlich mehr Gewicht im Alltag und Selbstverständnis haben als ihr Geschlecht.

Auerdem: Wenn es bei inklusiven Sprachformen vor allem darum geht, Diskriminierung zu vermeiden, müssen Sprechsituationen in weit höherem Mae daraufhin bedacht werden, welche Exklusionsdimensionen in ihnen die wahrscheinlichsten und schwerwiegendsten sind, und

auf diese reagiert werden. Ein Beispiel: Ein Einleitungstext im Programmheft zu einer Symphonie sollte nicht beginnen mit den Worten: „Liebe Freundinnen und Freunde der Musik Beethovens“, sondern viel diversitäts-sensibler ausfallen: „Liebe Kinder und ältere, liebe Gesunde und Erkrankte, liebe Menschen mit und ohne Handicap, die Sie die Liebe zur Musik Beethovens alle vereint.“

Mir ist es an einem Konzertabend noch nie begegnet, dass eine Frau aufgrund ihres Frauseins oder ein Mann aufgrund seines Mannseins schräg angeschaut wurde. Wer hingegen mit seinem Kind ein Abendkonzert besucht, kann sich schon einmal auf Fragen gefasst machen, wie: „Hält der Kleine denn so lange durch?“ – oder indirekt über das

Kind an die Eltern gerichtet und dadurch noch dreister: „Darfst du denn schon so lange wachbleiben?“

Aus beidem spricht die Warnung: Das Kind möge geflligt den Kunstgenuss nicht stören!

Für viele ist das „Restless-Legs-Syndrom“ ein Ausschlusskriterium für den Besuch eines Konzerts. Und jenem, der mit einer Trisomie-21 geboren wurde, kann die (implizite) Unterstellung begegnen, dem Anspruch der Veranstaltung nicht gewachsen zu sein.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen: Die Frage nach willkommenheiender Inklusion ist kaum hinreichend mit geschlechtersensibler Sprache beantwortet, sondern bedarf deutlich weitreichenderer Aufmerksamkeit. Die Bemühungen darum nicht zu scheuen, wäre für mich Ausdruck aktiver christlicher Nächstenliebe. Je nach Anlass gilt es, die Frage mitlaufen zu lassen: Auf welchen Ebenen werden Menschen hier

vielleicht ausgeschlossen, die ein Interesse an Partizipation haben? Und mit welchen Gesten können wir ihnen vermitteln, dass sie willkommen sind? Diese werden nicht immer kognitiv-engefhrt, nur sprachlich verfasst sein dürfen.

Zu einer „gerechten Sprache“, wie es Vertreter des Gender-Mainstreamings zuweilen für sich reklamieren, werden wir damit nicht kommen. Denn je mehr wir die Augen für die schuldhaften Verstrickungen ffnen, in die wir eingebunden sind und an

denen wir mitweben, umso mehr werden wir diesen gewahr und umso bescheidener wird unsere moralische Selbsteinschätzung ausfallen. Am jungen Luther können wir diese Kontrafaktizitt wunderbar ablesen: Je tiefer er sich in die Askese und Reinigung seines Lebens beugte, umso deutlicher wurde ihm seine Sündhaftigkeit.

Die Antwort auf das gesellschaftliche Anliegen der freundlichen Achtsamkeit miteinander wird deshalb nicht im Streit um Gerechtigkeit zu finden sein, denn daraus kann nie ein „Wir“ erwachsen, das Substanz hat. Ein sensibles oder – viel schöner und zugleich urchristlich ausgedrückt – barmherziges Miteinander erblht vielmehr in Bescheidenheit und einem ehrlichen Blick auf meinen Nächsten, den ich lieben soll – und als von Gott Geliebter auch lieben will, ja als selbst gnädig Angenommener sogar lieben kann. Nicht Gebote oder Verbote, Barmherzigkeit allein ist der Weg zur „besseren Gerechtigkeit“, wie ihn Jesus als der Christus gelehrt hat. ◀



Foto: Merle Specht

Wo werden Menschen ausgeschlossen, die ein Interesse an Partizipation haben?

Dr. Christian Rebert ist Pastor der Ev.-luth. Kirchengemeinde Wienhausen und Diakoniebeauftragter des Kirchenkreises Celle. Er wurde 2019 mit einer Arbeit über Geschlechter- und Generationenethik in Halle/Saale promoviert.

Kunst aus dem Krisenjahr

Eine Ausstellung in Hamburg führt zurück in die Goldenen Zwanziger

ROBERT M. ZOSKE

Geschichte wiederholt sich nicht, aber der Blick zurück lohnt in der Regel dennoch. Vor allem dann, wenn er auf herausragende Kunstwerke fällt, die genau vor hundert Jahren entstanden sind. Sechzig von ihnen sind nun in der Hamburger Kunsthalle zu sehen. Der Theologe und Autor Robert M. Zoske hat die Ausstellung besucht.

Das Metronom steht still. In den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begleitete sein konstantes Klacken in Paris den amerikanischen Maler und Fotografen Man Ray bei der Arbeit. An dessen Pendel hatte er die Fotografie eines Auges befestigt. Es scheint, als betrachte nicht der Mensch die Zeit, sondern die Zeit den Menschen. Jetzt steht der Taktgeber in der Ausstellung „1923: Gesichter einer Zeit“. Bis zum 24. September präsentiert die Hamburger Kunsthalle rund sechzig Gemälde, Skulpturen, Assemblagen und Werke auf Papier, die um 1923 entstanden. Eingebettet sind sie in die Räume mit Werken der Klassischen Moderne. Beim Rundgang betrachtet der Besucher die Kunst vor hundert Jahren; er kann sich in diese Zeit zurückversetzen und dabei über das gegenwärtige Jahr 2023 nachdenken.

Trauma und Tanz

Zahlreiche erst kürzlich erschienene Publikationen interpretieren das Krisenjahr 1923 der Weimarer Republik. Es war gekennzeichnet durch Putschversuche von links und rechts, Fememorde an angeblichen Verrätern in rechtsextremen Gruppen, Hyperinflation, soziale Verelendung, Ruhrbesetzung, Streiks, Straßenkämpfe, Regierungswechsel und die Nachwirkungen der verheerenden Spanischen Grippe. Über allem hingen die Gräueltaten des Ersten Weltkriegs. Auch wenn keine expliziten Kriegsbilder in der Kunsthalle hängen, waren die Künstler und ihre Werke doch davon geprägt. Parallel zu diesem Schre-



„Die Zeit betrachtet den Menschen“: Man Ray (1890–1976), Metronom (Unzerstörbares Objekt), 1923/72.

ckenstrauma gab es damals in Großstädten die rauschhaften, welt- und selbstvergessenen „Goldenen Zwanziger Jahre“ mit Kabarett, Kunst, Tanz, Musik, Theater, Kino, Sport, Literatur und sexueller Freizügigkeit. Der Schriftsteller Klaus Mann

empfahl: „Der blutige Aufruhr ist vorbei. Genießen wir den Karneval der Inflation.“ Dieses Neben-, Mit- und Gegeneinander verdeutlichen auch die Kunstrichtungen, die in Hamburg zu sehen sind: Impressionismus, Expressionismus, Neue Sachlich-

Foto: © Man Ray 2015 Trust/VG Bild-Kunst, Bonn 2023

keit, Surrealismus und Bauhaus deuten die Zeit.

In der Arztpraxis ihres Mannes begegnete Käthe Kollwitz dem Elend der Arbeiterfamilien. Mit ihrer Kreidelithografie „Deutschlands Kinder hungern!“ griff sie das auf: Ausgemergelte kleine Kinder strecken hilfeschend ihre leeren Essnäpfe empor. George Grosz skizzierte hingegen gelangweilte, mondäne, reiche Menschen, die eine südfranzösische Sonne auf der Terrasse einer „Bar in Cassis“ genießen. Rudolf Bellings glänzende „Skulptur 23“ aus Messing reduziert einen Menschenkopf auf roboterhafte geometrische Formen – ein Maschinenmensch ohne Individualität. Anita Réé dagegen malt an der italienischen Amalfiküste vor blühenden Bananenstauden die kleine „Teresina“ im Sommerkleid mit leuchtenden gelben Zitronen im Schoß – Sinnbild südlicher Leichtigkeit. In Otto Dix' Gouache „Frauenkopf“ bleckt eine totenköpfige, grell geschminkte Prostituierte lüstern ihre Zähne. Das Elend schreit aus ihrem übertünchten Gesicht.

Ernst Ludwig Kirchner hingegen zog sich nach dem Krieg in die Bergesamkeit des schweizerischen Davos zurück. Dort schuf er harmonische Landschaftsbilder, Skulpturen und Wandteppiche. In seinem Gemälde „Das Wohnzimmer“ sitzt er zusammen mit seiner Frau bürgerlich-bieder bei der Arbeit. George Grosz publizierte 1923 auch die Offsetdruckmappe „Ecce Homo“, in der Menschen häufig in sexuellen oder gewalttätigen Situationen

George Grosz und sein Verleger wurden wegen „unzüchtiger Darstellungen“ verurteilt.

zu sehen sind. Deren Verleger und der Künstler wurden wegen „Verkaufs und der Verbreitung unzüchtiger Darstellungen“ zu einer Geldstrafe verurteilt, etliche Grafiken mussten entfernt, die Druckplatten unbrauchbar gemacht werden. Entgegen dem gesellschaftlichen Drunter und Drüber entwarfen die dem Bauhaus nahen Künstler Willi Baumeister, Walter Dexel oder László Moholy-Nagy reduzierte, wohl geordnete und ausbalanciert geometrische Konstruktionen – Schönheit aus und als Ordnung.

Die Gruppe der Surrealisten versuchte, in die Tiefe der menschlichen Psyche vorzudringen und das Unbewusste, Ver-



Foto: bpk/Hamburger Kunsthalle/Elke Walford

„Sinnbild südlicher Leichtigkeit“: Anita Réé (1885–1933), Teresina, 1922–1925.



drängte bildnerisch darzustellen. In Robert Desnos „Der Tod von Max Ernst“ führen Stufen wie auf einen Deich empor. Oben versucht ein Mann mit ausgebreiteten Händen, ein Weitergehen zu verhindern. Daneben ragt ein klobiges Kreuz. Es wirft seinen langen Schatten auf die Erde. Über ihm steht: „On l’a retiré.“ – „Wir haben ihn entfernt.“ Desnos konstatiert hier die Abwesenheit Christi. Wassily Kandinsky hingegen fand das „Geistige in der Kunst“, so der Titel seiner Schrift aus dem Jahr 1911. Wahre Kunst sei immer spirituell, schreibt er da. Sein Gemälde „Weißer Punkt“ vereint zahlreiche Farbflächen zu einer rhythmischen Klang-Raumkomposition, die in einem höheren sphärischen Weiß gipfeln.

Die Kunstschau enthält auch zwei Plastiken der Berliner Künstlerin Renée Sintenis, einen dynamischen, athletischen „Fußballspieler“ und ein junges, unsicher „Verhoffendes Reh“. Sintenis steht exemplarisch für die moderne Frau der Zwanziger und Dreißiger Jahre. Ihr autarker Lebensstil beeindruckte 1938 auch Hans und Sophie Scholl. Er berichtete zunächst seiner Schwester Inge: „Gestern habe ich mir ein Buch über Renée Sintenis gekauft. Ich las es in einem Atemzuge zu Ende. Dieses Werk kann ich Dir nur empfehlen. Es werden hier Anschauungen über die moderne Frau ausgelegt, die ganz herrlich sind.“ Dann empfahl er die Monografie Sophie, denn nur wenig später schrieb sie an Inge: „Ich habe gestern eine Lebensbeschreibung der Renée Sintenis gelesen, es ist fabelhaft, wie sie sich zu ihrem Beruf durchgekämpft hat, weil sich ihr viele äußere Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben, mit dem Geld usw. Ihre Tierplastiken gefallen mir sehr gut, Menschenplastiken hat sie ja nur wenig. Es ist ein so wahnsinniger Schwung in allem. Du kaufst doch den Polospieler und die Daphne?“

Von der androgynen Künstlerin und den ihr gleichgearteten Werken war Hans Scholl so angetan, dass er zehn Monate später damit sein Zimmer schmückte. Die „Anschauungen über die moderne Frau“, wie er formulierte, waren in der Tat ungewöhnlich und progressiv. Die emanzipierte, unkonventionelle Künstlerin war ein Vorbild für Sophie Scholl. In ihr Tagebuch legte sie eine Kunstkarte mit einem Selbstbildnis von Sintenis. Der Bronzekopf zeigt sie mit dem typischen Kurzhaarschnitt, wie ihn Sophie einige Jahre selber trug. Renée Sintenis’ Überzeugungen standen

in deutlichem Gegensatz zum archaischen Mutter- und Familienbild, welches die Nationalsozialisten in ihrer Kultur- und Sozialpolitik propagierten, das im Wesentlichen die Frau als aufopferungsvolle Mutter und ergebene Gefährtin des Mannes sah. „Die bildhauerisch schöpferische Frau gehört allein unserer Zeit, der Gegenwart an. Sie ist in Wahrheit ein Mensch von heute“ – schrieb Hanna Kiel. An Leben und Schaffen der Renée Sintenis erkannten Sophie und Hans Scholl, dass das Frauenbild der Nazis hoffnungslos rückwärtsgewandt und überholt war.

Kreative Kommunikation

Nicht nur 1923 wird als „Krisenjahr“ bezeichnet, auch 2023. Dabei fallen die Stichworte Umwelt- und Energiekrise, Ukraine, Inflation, Rezession, Armut, Flüchtlinge, Politikverdruss und Verschwörungstheorien; Islamismus- und Coronaängste sind fast schon vergessen. Und die Kirchen verlieren durch Missbrauchsskandale und Reformträgheit eklatant Glaubwürdigkeit und Mitglieder. Doch der Tourismus boomt und die Wachstums- und Technikgläubigkeit scheinen ungebrochen. Dagegen fordern Protestbewegungen ein Umdenken. Neben allem pulsiert eine kreative literarische, musikalische und bildnerische Kunstszene, in der utopische und dystopische, hoffnungsvolle und pessimistische Zukunftsvisionen bereichernd im Wettstreit stehen. Die Zukunft ist offen, die Vergangenheit nicht, aber ihre Deutung ist es. Die Ausstellung „1923: Gesichter einer Zeit“ ermöglicht eine kreative Kommunikation und Interpretation der Jahre 1923 und 2023, sie veranschaulicht, wie komplex und kompliziert, wie ernüchternd und ermutigend Geschichte ist. Jede Zeitbetrachtung ist – wie bei Man Rays „Metronom“ – mehrdeutig. Eindeutig ist nur die Liebe, wenn zwei so aneinander Schutz suchen wie die „Freundinnen“ in Karl Hofers berührendem Ölbild. ◀

INFORMATION

Ausstellung und deren Rahmenprogramm finden Sie unter www.bamburger-kunstballe.de. Zur Ausstellung erscheint eine Publikation der *Kleinen Reihe* der Hamburger Kunsthalle. 150 Seiten, Euro 14,90.

Lernende Kirche

ANNE-KATHRIN KRUSE

Ohne Zwang

2. SONNTAG NACH TRINITATIS,
18. JUNI

Jesus sprach: Ein Mann veranstaltete ein großes Festmahl und lud viele dazu ein. Zur Stunde des Festmahls schickte er seinen Diener aus und ließ denen, die er eingeladen hatte, sagen: Kommt, alles ist bereit! Aber alle fingen an, einer nach dem anderen, sich zu entschuldigen ... Da sagte der Herr zu dem Diener: Geh zu den Wegen und Zäunen und nötige die Leute hereinzukommen, damit mein Haus voll wird. Denn ich sage euch: Keiner von denen, die eingeladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen. (Lukas 14,16–18+23–24)

Nötige sie hereinzukommen!“ (*cogite intrare*), lautet die Aufforderung eines Gastgebers an seinen Boten, die Leute auf den Landstraßen und an den Zäunen zum Festmahl einzuladen. Und seit Augustinus diente sie über Jahrhunderte als Legitimation für Zwangsbekehrungen. „Taufe oder Tod“ drohte vor allem Jüdinnen und Juden. Und das hat sich ins kollektive Gedächtnis eingegraben. Das Gleichnis, kirchlicherseits „Das große Abendmahl“ genannt, wurde so ausgelegt: Die zuerst Eingeladenen waren Jüdinnen und Juden. Da diese die Einladung nicht angenommen hatten, wurden sie verdammt. Und an ihre Stelle trat das Christentum als das „wahre Israel“.

Tatsächlich ist Jesus im Lukasevangelium selbst eingeladen – von einem Pharisäer zum Schabbatmahl. Dabei dürften sich die beiden von Rabbi zu Rabbi über die Tora ausgetauscht haben. Der Schabbat ist „Ein

Palast in der Zeit“ (A. J. Heschel). Er ist geschenkte Zeit, die nicht nur 24. Stunden dauert, sondern 25 Stunden, nach Jesu jüdischem Glauben ein Vorgeschmack auf Gottes Reich. Dass Jüdinnen und Juden die Einladung durch Jesus ausschlagen, bedeutet nicht, dass sie damit vom Reich Gottes ausgeschlossen werden. Sowohl Lukas als auch vor allem Paulus sprechen davon, dass Israel zu Gunsten der nichtjüdischen Völker zurücktritt. Wir Christinnen haben also keinen Grund, uns dem Judentum überlegen und als etwas Besseres zu fühlen. „Wenn dich jemand zu einem Hochzeitsmahl einlädt, dann setz dich nicht gleich auf den Ehrenplatz“ (Lukas 14,8).

Die Enttäuschung des Gastgebers über die Absagen wird zur Freude für die nichtjüdischen Völker. Denn die Einladung zum Festmahl gilt über Israel hinaus allen Menschen, vor allem aber den Armen, Obdachlosen und jenen, die sonst notorisch übersehen werden. Erst wenn sie einen Platz in den Kirchengemeinden haben, kann Gottes kommende Welt anbrechen. Zwangstaufen widersprechen dem Willen Gottes. Wir haben die Freiheit, uns für oder gegen Gott zu entscheiden. Und es wird darauf ankommen, die Prioritäten richtig zu setzen.

Unbegreifliche Güte

3. SONNTAG NACH TRINITATIS,
25. JUNI

Der Herr sprach: Dich jammert der Rizinus, um den du dich nicht gemüht hast, hast ihn auch nicht aufgezogen, ... und mich sollte nicht jammern Ninive, eine so große Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen sind, die nicht wissen, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere? (Jona 4,10–11)



Anne-Kathrin Kruse,
Dekanin i. R., Berlin

Die vordergründig märchenhaft anmutende Erzählung von Jona erweist sich bei näherem Hinschauen als Tragikomödie, das komplexe Kreisen um die ungelöste Frage, was stärker ist, Gottes Gerechtigkeit oder seine Güte und Barmherzigkeit. Eigentlich hätte Jona mit dem Gang der Dinge ganz zufrieden sein können. Gott hatte ihn beauftragt, der Großmacht Ninive den Untergang anzusagen. Aber entgegen aller Erwartung bereuen die Niniviter ihre Gewalttaten. Darauf lenkt Gott ein und verschont sie. Aber statt sich über den Erfolg seiner Strafpredigt und über die Güte Gottes zu freuen, zieht sich Jona wütend zurück. Ein bockiger Prophet, ein echter Komiker. Und auch die Art und Weise, wie Gott ihn aus seiner Schmollecke herausholt, trägt komödiantische Züge. Erst lässt er eine Rizinusstaude wachsen, um Jona Schatten zu spenden, dann lässt er einen Wurm die Staude zerfressen und ihm durch einen Wind einen Sonnenstich verpassen. So erteilt Gott Jona eine Lektion. Dieser hatte die assyrische Großmacht ausgelöscht, ohne dies jemals zu bereuen, und kam ungeschoren davon. Wo bleibt bei aller Güte Gottes seine Gerechtigkeit?

Bis in die 1970er-Jahre hinein behielten maßgebliche Nazi-Täter ihre Funktionen in der deutschen Gesellschaft, erhielten komfortable Pensionen oder hatten sich – auch mithilfe der Kirchen – ins Ausland absetzen können, während manche Opfer bis heute um eine spärliche Rente kämpfen als „Wiedergutmachung“ dessen, was nicht wiedergutzumachen ist.

Und wird Russland für seine Greuelthaten in der Ukraine jemals zur Rechenschaft gezogen werden? Fairerweise richtet sich

diese Frage auch an die Deutschen und ihre Greuelthaten in der Ukraine vor 80 Jahren. Und auch an uns und unser Versagen heute. Gottes Gerechtigkeit in seiner Güte richtet sich nicht nach menschlichen Maßstäben und ist deshalb schwer erträglich. Soll die Gerechtigkeit oder die Güte Gottes das letzte Wort haben? Eine Frage an Sie und mich.

Mitfühlende Worte

4. SONNTAG NACH TRINITATIS, 2. JULI

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht üble Nachrede mit übler Nachrede. Im Gegenteil: Segnet, denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erben. Denn wer das Leben lieben will und gute Tage sehen möchte, der halte seine Zunge im Zaum, fern vom Bösen, und seine Lippen, dass sie nichts Heimtückisches sagen ... Seid stets bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn jemand von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist. (1. Petrusbrief 3,9–10+15)

Beleidigungen, üble Nachrede, Volksverhetzung bis hin zu Morddrohungen füllen die sozialen Medien. „Wir wissen, wo du wohnst!“ Solche Worte treffen mitten ins Herz, setzen sich fest und wirken wie ein Gift mit Langzeitwirkung: die Angst, dass dem Wort jederzeit die Tat folgen kann. Die Opfer ziehen sich zurück, gehen nicht mehr aus dem Haus, stellen das Telefon ab, sind von Albträumen geplagt, werden krank bis hin zum Suizid. Vor diesem Hintergrund gewinnen die Ermahnungen des 1. Petrusbriefes neue Brisanz als Orientierungspunkte für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft. „Wer das Leben lieben will und gute Tage sehen möchte“, der und die braucht mitfühlende, solidarische, warmherzige Worte des

Segens als Vergewisserung, dass die Welt uns freundlich entgegenkommt. Vom Gott des Lebens geschenkt und untereinander weitergegeben.

Die gemeinnützige Organisation „HateAid“ bietet den Opfern digitaler Straftaten nicht nur Beratung und rechtlichen Beistand, sondern recherchiert auch Straftaten im Netz. Aber was treibt Menschen – häufig aus der Mitte der Gesellschaft – zu solchen Straftaten? Viele verbindet, dass ihr Leben durch eine Krise, deren Ursache sie nicht bei sich selber sehen, außer Kontrolle geraten ist. Laut dem Soziologen Oliver Nachtweyh wissen sie nicht, wohin mit ihrer Kränkung, und suchen in Zeiten „transzendentaler Obdachlosigkeit“ (Georg Lukács) nach Ordnung und Seelenfrieden – nicht mehr in der Kirche, sondern im Internet, wo sie gemeinsam klagen, anklagen. Je mehr ihr Hass eskaliert, desto mehr belohnt sie das tausendfache Echo im Netz. Sachdiskussion oder Aufklärung gehen hier ins Leere.

Der 1. Petrusbrief mahnt, dass wir uns als Kirche nicht resigniert in die Isolation zurückziehen, sondern lernen, mit dem Frust zu leben. Er erinnert an das 8. Gebot, aktuell ausgedrückt: Du sollst nicht hetzen, und an die Hoffnung, gesegnet und ein Segen für andere zu sein.

Kritische Fragen

5. SONNTAG NACH TRINITATIS, 9. JULI

Als Johannes Jesus vorübergehen sah, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm! Und die beiden Jünger hörten ihn so reden und folgten Jesus. Als Jesus sich umwendet und sie folgen sieht, sagt er zu ihnen: Was sucht ihr? Sie aber sagten zu ihm: Rabbi – das heißt „Meister“ –, wo ist deine Bleibe? Er sagt zu ihnen: Kommt, und ihr werdet es sehen! Da kamen sie und sahen, wo er wohnt, und sie blieben an jenem Tag bei ihm. (Johannes 1,36–39)

Beim Sektempfang stehen kleine Grüppchen zusammen. Einer der Anwesenden hat sich gerade als Christ geoutet. Halb spöttisch, halb neugierig fragt einer aus der Runde „Christ?! Ach! Interessant. Und was macht man da so?“

Ja, was machen Christinnen und Christen eigentlich so? Auch im Johannesevangelium sind zwei Männer neugierig auf der Suche. „Was sucht ihr?“, fragt Jesus. Sie möchten von ihm wissen, wo seine Bleibe ist, was dieser Rabbi so macht, was ihn prägt, wo seine geistige Heimat ist, bevor sie sich ihm als Schüler anschließen.

Um Suchen und Gesuchtwerden geht es, ums Finden und Gefundenwerden, ums Sehen und Gesehenwerden, bevor man sich gemeinsam auf einen lebenslangen Lernweg begibt. Da ist eine unbestimmte Sehnsucht nach Gott, ein Suchen nach seiner Nähe und dem Sinn des Lebens. Umgekehrt ist Gott auf der Suche nach dem Menschen, als wollte er nicht allein sein. Ja, er ist offenbar bereit, sich sogar von denen finden zu lassen, die ihn nicht suchten (Jesaja 65,1, Römerbrief 10,20). Er sieht in Menschen etwas, was ihnen nicht gleich anzusehen ist, was sie vielleicht selbst noch nicht entdeckt haben – was Gott erst durch seinen liebenden Blick bewirkt.

Jesus lädt die Beiden zu sich ein. „Kommt und seht!“ Man mag sich das ähnlich vorstellen wie eine Talmudschule, eine Jeschiva, im chassidischen Judentum: Ein Rabbiner sammelt Schüler um sich, die wiederum in festen Lern- und Lebensgemeinschaften über die wahre Bedeutung eines Textes aus der Hebräischen Bibel diskutieren. Hier gibt es kein Richtig oder Falsch, keine Dogmen und keine Denkverbote. Jeder Tag des Lebens fordert ja neue Fragen und unterschiedliche Antworten heraus, die ich nicht alleine finde. Ich brauche vielmehr ein Gegenüber, mit dem mich eine Gemeinschaft verbindet und das zugleich meine Glaubensüberzeugungen immer wieder kritisch hinterfragt. Eine Kirche, auf der Gemeindeebene und darüber hinaus, kann so eine Lern- und Diskutiergemeinschaft werden, auf dem Weg zu neuen Lebensformen, auf der Suche nach Antworten fürs praktische Leben. Die zeigt, was es heißt, als Christin und Christ zu leben – und den Himmel eines Tages offen zu sehen.



Zwei Leben

Pendeln zwischen
Gambia und Hamburg und
ganz unterschiedlichen
Existenzen

FOTOS: MARTIN EGBERT
TEXT: KLAUS SIEG

Im Sommer arbeitet Sarjo Darbo in einem Bootsverleih an der Alster, im Herbst fliegt er nach Gambia und ist dort erfolgreicher Unternehmer. Martin Egbert und Klaus Sieg haben ihn an beiden Orten besucht.

Hibiskus rankt sich auf der Mauer um die Rollen aus Stacheldraht. Mit einem Klacken wird der Riegel eines Tores zurückgeschoben. Sarjo Darbos Augen strahlen. Der 54-Jährige ist kein Mensch, der sich gerne hinter Mauern verschanzt. Aber es geht nicht anders. „Wir hatten Einbrecher, die sehr viel kaputt gemacht haben“, erklärt er in fließendem Deutsch. „Das ist schmerzhaft, wenn man sich so etwas aufgebaut hat.“ Das Aufgebaute ist ein Haus in Gambia, mit großen Zimmern, einem breiten Flachbildschirm, zwei Küchen und drei Bädern. Das weckt Begehrlichkeiten. Das kleine Land in Westafrika zählt zu den ärmsten der Welt. Ein großer Teil seiner 2,5 Millionen Einwohner muss sein Glück im Ausland suchen. Auch Sarjo Darbo hat Gambia verlassen. Seit über dreißig Jahren lebt er in Deutschland, wo er sich mit viel Mut und Ausdauer eine bescheidene Existenz aufgebaut hat. Das dort verdiente Geld hat er in Gambia investiert, nicht nur in dieses Haus in Brusubi, einem kleinen Küstenort vor der Hauptstadt Banjul, sondern in zahlreiche Unternehmungen und Geschäftsideen.

Erst vor kurzem ist er in Banjul gelandet. Nach Monaten harter Arbeit in Hamburg will er sich nun hier um seine Angelegenheiten kümmern – und auf seine Familie warten. Bald kommt der Sohn seiner Ex-Lebensgefährtin mit Frau und Kindern zu Besuch. Sarjo hat ihn seit seinem fünften Lebensjahr mit aufgezogen, nachdem seine

eigene Ehe gescheitert war. Das Verhältnis zu seinem Ziehsohn ist eng. Wie auch das zu den beiden erwachsenen Kindern aus seiner Ehe. Auch sie sind gerne und häufig in Gambia. Oft bringen sie neben ihren eigenen Kindern Freunde und Freundinnen mit. Das erklärt die Größe des Hauses.

Wie anders sieht Sarjos Wohnung in Hamburg-Altona aus: Dort wohnt er in zwei Zimmern mit geschenkter Couchgarnitur und sehr kleiner Küche in einem Rotklinkerbau aus den Nachkriegsjahren. Er fühlt sich wohl in dem von vielen Menschen mit Migrationshintergrund bewohnten ehemaligen Arbeiterquartier. Auch wenn er wenig zu Hause ist. „Ich arbeite in Hamburg sie-

*Morgens beten und ein
kurzes Frühstück,
dann fährt Sarjo mit der
U-Bahn zur Arbeit.*

ben Tage die Woche.“ Morgens beten und ein kurzes Frühstück, dann fährt Sarjo mit der U-Bahn zur Arbeit, um erst spät wieder nach Hause zurückzukehren. „Ich möchte dann nur noch meine Ruhe haben.“

Seit vielen Jahren leitet Sarjo einen Bootsverleih an einem Alsterkanal im edlen Eppendorf. Besonders bei Sonnenschein ist dort die Hölle los. Lärmende Schüler wuseln über den Anleger. Touristen fragen nach Kanus oder SUP-Boards. Ständig klingelt das Telefon. Sarjo klemmt es zwischen Ohr und Schulter, um Reservierungen in ein Buch einzutragen, durch das nur er durchsteigen kann. Dann verteilt er Paddel und Schwimmwesten, gibt Boote heraus oder nimmt welche in Empfang, kassiert oder überprüft bei Minderjährigen die erforderliche Genehmigung der Eltern. Mit seiner ruhigen Art schließt er die Herzen auf. Und wenn die letzten Kunden den





In Gambia betreut Sarjo Darbo Bauprojekte, handelt mit Gebrauchtwagen und Haushaltswaren und baut eine Schlosserei auf. Von seinem Leben in Hamburg wissen seine Kunden kaum etwas.



Bootssteg verlassen oder im zugehörigen Restaurant zum Sundowner Platz nehmen, reinigt und vertäut er die Boote und repariert Kleinigkeiten.

Von Sarjos Leben in Gambia wissen seine Kunden kaum etwas. Wenn der Bootsverleih im Herbst die Saison beendet, fliegt er in seine Existenz als Geschäftsmann, Bauleiter, Investor, Händler, Vermittler, Ratgeber und Wohltäter. Auch dort ist sein Leben von Arbeit geprägt. Aber er ist weniger gehetzt und geschafft. Trotzdem immer noch sehr geschäftig.

Starke Mutter

„Das habe ich von meiner Mutter, sie war eine sehr starke Frau.“ Und sein großes Vorbild. Nachdem der Vater früh verstorben war, hat seine Mutter ihn und seine acht Geschwister alleine durchgebracht. „Sie war die erste Frau in Banjul mit eigenem Laden.“ Um ihre Ware einzukaufen, überwiegend Textilien, fuhr die Mutter bis auf die Kanaren und nach Marrakesch. So verdiente die Analphabetin nicht nur genug zum Essen und für ein Dach über dem Kopf. „Bildung war ihr sehr wichtig, und so hat sie uns allen neun Jahre Schule ermöglicht.“ Das war und ist keine Selbstverständlichkeit in Gambia, wo immer noch ein Drittel der Kinder keine Schule besucht.

Als junger Mann wollte Sarjo unbedingt im Ausland das Abitur machen und Wirtschaft studieren. Er bewarb sich um ein Stipendium für die USA. Doch die begehrten Plätze wurden dem Nachwuchs von Regierungsmitgliedern zugeschachert.

Ernüchtert folgte er 1988 der älteren Schwester nach Paris. Anstatt Wirtschaft zu



studieren, verkaufte er Postkarten am Eiffelturm. Als das Visum nach drei Monaten ablief, fuhr er mithilfe eines Schleppers nach Deutschland, wo ein älterer Bruder sein sollte. Sieben der acht Geschwister Sarjos leben im Ausland.

Als er dort ankam, war der Bruder verschwunden, er hatte untertauchen müssen wegen Schwierigkeiten mit dem Aufenthaltsrecht. „Ich hatte keine Ahnung, wo er steckte, es gab damals ja noch keine Handys.“ Sarjo beschloss, nach Hamburg



weiterzureisen. Obwohl er erst 21 Jahre alt war und dort niemanden kannte. Andere Gambianer halfen ihm, bis er nach seinem Asylantrag langsam Fuß fassen konnte. „Ich war sehr froh, in Deutschland zu sein – hatte aber auch große Angst.“ Migranten waren damals nicht gerade willkommen. Unterkünfte brannten. Menschen wurden verprügelt, nicht selten mit Todesfolge. Sarjo lernte schnell die Sprache und heiratete 1992 eine Deutsche. Wenig später kam das erste Kind zur Welt. Beruflich lief es nur zäh. Bei einer Arbeitsbeschaffung musste er Altpapier nach Farben sortieren. „Ich fühlte mich völlig unterfordert.“ Sarjo erkämpfte seine Versetzung in die Schlosserei, wo er als Helfer anfang. Dann begann er eine zweijährige Umschulung zum Schlosser. Lange hielt es ihn nicht im Handwerk. Ein Jahr nach der Ausbildung wurde Sarjo Geschäftsführer in dem 99-Pfennig-Laden eines Freundes. Er liebt den Umgang mit Menschen. Und er macht gerne Geschäfte.

Das nützt ihm auch in Gambia. Die ersten zwanzig Jahre nach seiner Auswanderung konnte Sarjo nur alle drei bis vier Jahre hierherkommen. Zu viel Arbeit, die Kinder brauchten Zeit, und das Geld war knapp. Seit er beim Bootsverleih arbeitet, fährt er jedes Jahr für einige Monate in sein Haus in Brusubi.

Morgens steigt er meist im gebügelten Hemd in seinen frisch gewaschenen KIA, der vor dem Tor in der Sonne glänzt. Über die staubige Straße steuert er den Wagen in Richtung Zentrum, vorbei an Straßenhändlern und Kindern auf dem Weg zur Schule. Über die Hauptstraße schiebt sich ein dichter Strom stark gebrauchter Autos. Lautes Hupen, ein Martinshorn und die Trillerpfeifen der Verkehrspolizisten zer-

Er kommt jedes Mal als Europäer in Gambia an.

ren an den Nerven. „Ich muss mich jedes Mal daran gewöhnen, ankommen tue ich als Europäer.“ Sarjo lässt nicht die Augen von der Straße.

Dann parkt er den Wagen vor einer Bank, um Euros in gambische Dalasi zu tauschen. Bei seinem Besuch in Paris hat die Schwester ihm Geld mitgegeben, damit er Material und Handwerker auf ihrer Baustelle bezahlt, wo ein Wohn- und Geschäftshaus entsteht. Einige wenige Euro-





In Hamburg lebt Sarjo Darbo sehr bescheiden. An sieben Tagen in der Woche organisiert er den Bootsverleih im schicken Stadtteil Eppendorf.



Scheine verwandeln sich in einen hohen Stapel Dalasi. Sarjo rollt die Scheine auf, wickelt ein Gummiband drum und verstaut sie in seinem Rucksack. Mehrmals in den nächsten Tagen wird er mit dicken Rollen und Bündeln aus Geldscheinen hantieren. Sarjo kauft Bau-Materialien für Baustellen, um die er sich nicht nur für seine Schwester kümmert. Er bezahlt Maurer, Zimmerer und Eisenflechter, aber auch einen Bekannten, der sich für ihn in die Schlange vor einer Behörde angestellt hat. Auch einem Auto-mechaniker drückt er ein Bündel Scheine

haltswaren kann er in Gambia zu guten Preisen verkaufen. Bis vor kurzem hat er dafür sogar einen Laden in Bursubi betrieben.

Doch wegen der weit verbreiteten Korruption ist es schwierig, Geschäfte in Gambia zu betreiben. Wenn Sarjo seine Container im Hafen abholt, weiß er nie, wie hoch die Gebühr ausfällt und in wessen Tasche sie fließt. Bei der Baubehörde verhält es sich ähnlich. Oder bei einer einfachen Verkehrskontrolle. „Das ist unser größter Hemmschuh.“

Trotzdem hat Sarjo in den vergangenen Jahren in Gambia einige Unternehmungen angestoßen. Neben dem Second-Hand-Laden hat er eine Hühnerfarm und ein Taxiunternehmen betrieben. Beides musste er aufgeben. Häufig, weil seine Partner oder Mitarbeiter unzuverlässig waren. „Es ist schwierig, wenn Du nicht vor Ort bist.“ Trotzdem baut Sarjo zurzeit eine Schlosserei auf. Zudem will er seinen Immobilienservice ausweiten für Landsleute, die außer Landes leben. Sein Unternehmergeist ist ungebremst. Oft fühlt er sich in Gambia aber wie ein Deutscher. Und das ist er ja auch in gewisser Weise. Am nächsten Tag fährt Sarjo in die Hauptstadt Banjul.

Auch wenn er in Gambia erfolgreich ist, kann Sarjo nicht auf den Job in Hamburg verzichten.

in die ölverschmierten Hände. Jedes Mal wenn Sarjo nach Gambia kommt, bringt er ein oder zwei beschädigte Gebrauchtwagen mit, um sie reparieren zu lassen und mit Gewinn zu verkaufen. Die passen in Container, in denen er auch noch alles mögliche andere transportieren lässt, was in Deutschland niemand mehr haben will. Die gebrauchten Möbel, Elektrogeräte, Textilien oder Haus-

Dort ist er aufgewachsen, in einem kleinen Steinhaus in der Altstadt. In dem dunklen Innenhof hat die Familie Schafe und Hühner gehalten. Eine Straße weiter gibt es einen Laden, in dem die verstorbene Mutter immer zum jährlichen Spenden-Essen mit hunderten Teilnehmern in ihrem Dorf eine Großbestellung aufgegeben hat. Mit seiner Schwester setzt Sarjo diese Tradition fort. In dem Laden stapeln sich Dosen, Kanister und Säcke unter einem müde drehenden Ventilator. Sarjo kauft Reis, Speiseöl, Zwiebeln, Maggi und Tomatenmark in Großpackungen. Am Ende schreibt er wieder Zahlenkolonnen in sein blaues Buch. Beim anschließenden Rundgang durch die Straßen trifft er einige Bekannte, die sich als Kleinhändler durchschlagen. Sarjo steckt ihnen ein paar Scheine zu. „Das Netz unserer Beziehungen ist unsere Sozialhilfe, das hat mir auch am Anfang in Hamburg sehr geholfen.“

Dort, am Bootsanleger in Eppendorf, scheint die Hektik dieses Sommertages überhaupt nicht nachlassen zu wollen. Nur selten und für einen sehr kurzen Moment setzt Sarjo sich auf den Hocker am Empfangstresen des Verleihs, auf dem das Reservierungsbuch liegt. Auch wenn er in Gambia erfolgreich ist, kann Sarjo nicht auf den Job in Hamburg verzichten. Mittlerweile hat er die meiste Zeit seines Lebens hier verbracht. Trotzdem möchte er in Zukunft mehr Zeit in Gambia verbringen. Er wird also vorerst weiterhin seine zwei Leben leben. ◀

Partnerschaft

Wolfgang Vogelmann aus Hamburg zu Johannes Fischer „Gestus der Überlegenheit“ (zz 2/2023):

Dem Beitrag von Johannes Fischer widerspreche ich aus meiner Kenntnis der Sachlage heraus deutlich. In der Nordkirche habe ich als zuständiger Oberkirchenrat für Mission, Ökumene und Diakonie von 2004 bis 2018 die Partnerschaft zur lettischen Kirche, deren Gemeinden und diakonischen Aktivitäten sowie Einrichtungen begleitet und die Synodendebatte 2016 persönlich erlebt. ... Aufgrund meiner Erfahrungen halte ich die Argumente von Johannes Fischer für wenig stichhaltig, aber geeignet, die Sachlage zu verfälschen. Es ist berechtigt anzunehmen, dass Ereignisse damals und die Ansichten des Erzbischofs bis heute mehr von der gesellschaftlichen Situation und der sowjetischen Vergangenheit geprägt sind, als ihm bekannt sein mag; jedenfalls sind sie nicht ausschließlich orientiert an der Heiligen Schrift, der apostolischen Praxis und den lutherischen Bekenntnissen. Denn bei allen drei Maßstäben gibt es neben den bekannten Stellen 1. Korinther 14 und 1. Timotheus 5 eben auch die Frauen als Gemeindeleiterinnen und mindestens eine Apostelinnen wie Römer 6,1–6.12 sowie Apostelgeschichte 18 und 21 zeigen. Die Didache als Gemeindeordnung unterscheidet nicht Frauen und Männer. Martin Luther kann sich predigende, taufende, dem Abendmahl vorstehende Frauen denken und sie dafür loben. Auch wenn er dann auf deren Ausbildung besteht – mit Recht also Bildung und Ausbildung einfordert. ... „Wir können nicht frühere Generationen tadeln, weil sie unsere heutigen Einsichten nicht hatten“, so schreibt Johannes Fischer. Doch hier ist es ja umgekehrt: Die heutigen Gläubigen tadeln die früheren wegen deren Ermöglichung der Frauenordination und wollen deren Einsichten wider besseres Wissen nicht annehmen. Den von ihm geforderten Nachweis haben die Synodalen mit dem Stichwort Gehorsam und den vielen gesellschaftlich geprägten Frauenbildern, die als Argumente angeboten wurden, selbst erbracht. Sie können sehr wohl über das gleiche Wissen wie die früheren

verfügen, verweigern sich aber deren Einsicht und deren Gründen wider besseres Wissen. Es müssen schon viele Augen zgedrückt und Ohren verschlossen werden, um nicht zu hören und zu sehen, dass hier die Einsicht der vorherigen korrigiert werden soll. Auch das kann man noch respektieren, sollte dann aber nicht über die Konsequenzen seines Handelns überrascht bzw. empört sein. Daher geht es auch nicht um den Unterschied eines prinzipiellen und eines kontextuellen Denkens, wie Johannes Fischer konstruiert. Selbst sein (seltsamer) Vergleich der Synodalen mit Menschen in entlegenen afghanischen Hochtälern ist nicht nötig: Eher wäre Südafrika und die Rassentrennung beim Abendmahl der hinreichende Vergleich als Grund für den status confessionis: Denn Christus ruft alle an seinen Tisch und zu seinem Mahl und in seine Gemeinschaft: Da ist nicht Schwarz noch Weiß, auch nicht Mann und Frau. Und ebenso beruft er zur Verkündigung des Evangeliums alle Getauften ... Ich muss auch der Behauptung von erfolgten „Sanktionen“ widersprechen. Denn aufgrund der auch stets vorhandenen finanziellen Intransparenz des Konsistoriums wurden dessen Gelder und Bezuschussung eingestellt – nicht die der Gemeinden, der diakonischen Einrichtungen und der kirchlichen antragstellenden Akteure. Schade, dass Fischer nur auf das Interview mit Vanags in *zeitzeichen* 12/2022 hin seinen Beitrag geschrieben hat.

Wolfgang Vogelmann

Paradigmenwechsel

Michael Henoch aus Bad Mergentheim zu Klaas Huizing „Etwas mit Lebenskunst“ (zz 3/2023):

Klaas Huizings berechtigtes Fazit „Der Protestantismus fremdelte extrem lange mit der Weisheitstheologie“ möchte ich mit der Fragestellung dahingehend erweitern, ob Theologie selbst nicht eine Sache der Weisheit und weniger der Wissenschaft sei. Schon Augustins Illuminationslehre definiert die Theologie als Weisheit. Ebenso Luther als „sapientia experimentalis“ (eine aus Erfahrung hervorgehende Weisheit). Auch in der

altprotestantischen Orthodoxie begegnet vielfach das Verständnis der Theologie als Weisheit bzw. als „Gottesgelehrtheit“, so zum Beispiel bei dem bedeutenden Jenaer Dogmatiker Johann Gerhard (1582–1637). Der Wissenschaftscharakter wird hier der Theologie insofern abgesprochen, als in ihr der Glaube das Gewissheitskriterium ist, nicht – wie in der Wissenschaft – die Vernunftseinsicht. Zudem ist Gott eo ipso kein Erkenntnisgegenstand der Wissenschaft, sondern kann nur durch Offenbarung und Erleuchtung durch den Heiligen Geist erfahren werden. Solche Deutungsalternativen legen einen Paradigmenwechsel nahe, nicht nur – mit Huizing – von Weisheitstheologie zu sprechen, sondern nachgerade Theologie von neuem als Weisheit zu verstehen, was einem gewaltigen Umbruch im akademischen Wissenschaftsbetriebe gleichkäme und – last not, least – das vernachlässigte Gespräch mit der Philosophie befördern würde.

Michael Henoch

Unterstellung

Dr. Johannes Klaus Kipf aus Pöcking zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewussten“ (zz 3/2023):

Die Losungen als Zeugnis eines jahrhundertalten Judenhasses zu sehen, erscheint mir als eine böswillige Unterstellung. Dass die Herrnhuter Losungen auf die Möglichkeit der antithetischen Bezugnahme, die im Neuen Testament am prominentesten in den Antithesen der Bergpredigt (Matthäus 5,17–48) grundgelegt ist, gänzlich verzichten sollten, scheint mir weder theologisch noch texttheoretisch geboten zu sein. Ich bin froh, wenn Menschen mit Hilfe der Losungen über biblische Worte nachdenken und sie mit in ihren Alltag nehmen. Sebastian Engelbrecht tut das ja auch. Es ist gut, dass wir sensibel für antijüdische Tendenzen in unserer christlichen Tradition geworden sind. Eine solche in jeder Antithese zwischen Neuem Testament und Altem Testament zu sehen, ist aus texttheoretischer Sicht unbegründet. Die Verknüpfung jeder antithetischen Bezugnahme auf das Alte

Testament mit jüdenfeindlicher Gewalt ist darüber hinaus eine gewagte ideengeschichtliche Konstruktion, die angesichts der vielfältigen Ursachen von Gewalt zwischen Kulturen wenig Plausibilität besitzt.
Johannes Klaus Kipf

Fouls

Thomas Seiterich aus Ulm zu Peter Dabrock „Konflikte wagen“ (zz 3/2023):

Der Autor zeigt mit dem Aufbau seines Artikels Naivität. Oder ein Ränkespiel eines sehr Konservativen im römischen Kirchenkampf? Dabrock geht davon aus, Papst Benedikt habe als Emeritus Fair Play gespielt gegenüber dem Nachfolger Franziskus. Dies war jedoch nicht der Fall, ganz äußerlich schon mit dem sturen Tragen weißer Gewänder durch den Emeritus, der nicht mehr Papst war. Die Fouls von Benedikt sind zahlreich, es ödet an, die Details aufzuzählen. Franziskus hat jahrelang eingesteckt, nicht zurückgeköffert, jedoch eine fehlerlose, menschlich kühle Predigt zur Verabschiedung am 5. Januar gehalten, die dieser Situation angemessen war. Er goss kein Öl ins Feuer. Hieraus ein Orakel über die Gesamtkrise der katholischen Weltkirche zu machen, wie es der Autor unternimmt, zeigt, wie weit er entfernt ist von einer differenzierten Kenntnis der Vorgänge im päpstlichen Rom.
Thomas Seiterich

Aktualität

Wilhelm Voss aus Neuruppin zu Angela Standhartinger „Zurück auf Anfang“ (zz 3/2023):

In ihrer ebenso grundständigen wie weit mit der Offenbarung des Johannes ausgreifenden Auslegung des neutestamentlichen Bußbegriffs zeigt Professorin Angela Standhartinger die erregende Aktualität des Rufs zur Umkehr. Wie die Propheten und Johannes der Täufer warnt Jesus vor dem „Zu-Spät in den Grenzen des eigenen Lebens“, wo doch Gottes Gnade Zeit für Umkehr gibt. Das

erste Wort Jesu gilt dem Ruf der Umkehr zum mit ihm anbrechenden Reich der Gottesherrschaft. Da „um Jesus von Nazareth bereits“ die Ankunft des Gottesreichs gelebt wurde, wäre die ständige Wiederholung des Bußrufs aus der „Fülle der Zeit“ gefallen. Außerdem: „Der erste Blick Jesu galt nicht der Sünde, sondern dem Leid“ (J. B. Metz). Er erlebt die rechtsschaffenen Früchte der Umkehr nicht nur bei dem einen geheilten Aussätzigen, und er erzählt davon nicht nur im Gleichnis vom „verlorenen Sohn“. Die frühchristlichen Apostel sehen sich dann von Christus beauftragt, wieder die Umkehr zu Gott und zum Glauben an Jesus Christus zu bezeugen. Was die „himmlische Personifikation der Metanoia“, die Hypostasierung der Buße/Umkehr, zum Verständnis der Buße als Tun des Menschen beiträgt, bleibt mir verborgen. Sie ist wohl dem Prinzip *doing religion doing gender* geschuldet, so dass auch die Metanoia wie ihre ältere Schwester Frau Weisheit „eine schöne und sehr gute Tochter Gottes“ wird. Manche der apokalyptischen Visionen des Johannes erscheinen wie ein Spiegelbild heutiger globaler Lagen. Groß und weit öffnet die Offenbarung den Blick in die Zukunft, auf die zeit- und ewigkeitsoffene neue Schöpfung im Bild der himmlischen Stadt, denn Buße heißt dort Rückkehr „zum Besseren eines kulturell entwickelten Anfangs“.

Wilhelm Voss

Klärung

Johanna Pointke, Kapitularin aus Stift Börstel, zu Angelika Hornig „Ein goldenes Fischlein“ (zz 3/2023):

Der Artikel über das Stift Fischbeck hat mich sehr gefreut, da er die üblichen Klischees meidet. Doch es sind einige entscheidende Begriffe nicht richtig dargestellt. Stift Fischbeck ist eine selbstständige Körperschaft des öffentlichen Rechtes, also eine juristische Person. Als solches kann sie keine Konfession haben, dies ist auf die Kapitularinnen beschränkt. Die Aufgaben des Kapitels sind nicht nur Gottesdienst und Kultur, sondern vor allem die Verantwortung für das Stift, also des in der juristischen Person

zusammengefasten Vermögens. Früher beinhaltete dies auch die Herrschaft über das Stift mit allen darin lebenden Personen (Dörfer, Höfe), heute nur noch die Verwaltung. Die rechtliche Klärung der Begriffe Stift und Kapitel ist ein Teil meiner im Druck befindlichen Dissertation. Natürlich habe ich nicht die Illusion, dass damit ein für alle Mal die Begriffe Stift und Kapitel korrekt benutzt werden, dafür sind sie viel zu lange vermischt worden. Auch die landläufige, aber nicht korrekte Bezeichnung Stiftsdame statt Kapitularin wird weiter benutzt werden.
Johanna Pointke

Repräsentanz

Horst Janus aus Bremen zu Martin Friedrich „Eine Erfolgsgeschichte“ (zz 3/2023):

Der Artikel informiert sehr umfassend und gut. Mich hat nur gewundert, dass das abgedruckte Bild vollkommen unkommentiert bleibt. Wenn ja wohl auch nicht alle Teilnehmenden abgebildet sind, stelle ich erstmal fest, dass es sich hier ausschließlich um männliche Theologen handelt. Auch evangelischerseits scheint es damals üblich gewesen zu sein, sich unter Männern zu treffen. Die selbstverständliche Einbeziehung von Theologinnen konnte wohl auch zu der Zeit nicht stattfinden, weil sie an den Universitäten praktisch nicht vorkamen als Lehrende und in den Kirchenleitungen auch nicht vertreten waren. Bei aller Kritik an der mangelnden Repräsentanz von Frauen in katholischen Gremien sollten wir unsere eigene schwierige Geschichte nicht vergessen. Es hätte dem Artikel gut getan, diesen Aspekt zu erwähnen.
Horst Janus

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net

Damals ist jetzt

Eulers magische Vielfalt



Johannes Euler,
Till Spohr:
**Beyond
Dowland.**
Tonstudio
Tessmar,
Artikel:
PPT0007CD.

Wie gut, dass die Tage der Pandemie mit ihren restriktiven Beschränkungen vorbei sind! Besonders die Kulturszene atmet auf. Andererseits – man wagt den Gedanken kaum zu formulieren – zeitigt Corona auch Positives: Mehr und mehr wird nun sukzessive an erscheinenden Produktionen deutlich, dass die Zwangspause für Einige ungeahnte Zeitfenster (er-)öffnete, um Neues auszuprobieren.

Vortrefflich genutzt hat den Break Johannes Euler: Während des ersten Lockdowns erinnerte sich der Sänger, der seit Jahren als Altist sowohl solistisch als auch mit dem renommierten Vokalensemble Singphoniker von sich reden macht, daran, wie er früher, seiner Neigung als Jazzpianist fröndend, Lautenlieder der Renaissance neu vertont hatte. In der „vorübergehende(n) Berufslosigkeit“ ab Frühjahr 2020 nahm Euler sich seine verjazzte Version des Lamentos „Flow my tears“ von John Dowland (1563–1626) erneut vor und fand in Dowlands frühbarocken Liedern ein halbes Dutzend weitere Beispiele, die ihn inspirierten – „In darkness let me dwell“ oder das weltberühmte „Come away, come sweet love“. Die jetzt erschienene CD „Beyond Dowland“ (Jenseits von Dowland) enthält so insgesamt sieben musikalische Paare dergestalt, dass dem traditionellen alten Song mit Altus und Renaissance-Laute Neuvertonungen beigegeben werden, die denselben Text vertonen, aber mit E-Piano und E- und Kontrabass in völlig andere poppig-jazzige Epochen führen.

Das Ergebnis: Von dieser CD kann man sich wirklich schwer losreißen, denn Eulers magische Stimmvielfalt kann in allen musikalischen Welten überzeugen. Euler versteht es, in den sehr variantenreichen Neuvertonungen meist als profunder Bariton und nicht als ätherisch-schwebender

Countertenor britischer Schule daherzukommen. Von seinem coolen Piano- und Violinspiel („Sweet, stay awhile“) ganz zu schweigen. Tja, wer hat, der hat, und wer kann, der kann.

Da fällt es wirklich schwer, aus den samt und sonders jeweils anders, aber immer gelungen gesungenen Doppelseptetten einzelne herauszustellen. Vielleicht den todessehnsüchtigen und darin durchaus schaurigen Song „In darkness let me dwell“, der in beiden Versionen eine so paradoxerweise eine Freude ist? Auf jeden Fall soll aber die Mitte der aufregenden Hörsunde erwähnt werden: Das instrumentale Solostück „Mr. Dowland's Midnight“, das sowohl Ulrich Wedemeyer an der Renaissance-Laute wie auch Till Spohr (E-Bass) eindringlich nahebringen, bevor dann Eulers variable Vokalfarben wieder das Zepter schwingen. Auf weitere Beyond-Experimente dürfen wir gespannt sein!

REINHARD MAWICK

Wissen, wie's läuft

Tengos sanfte Apokalypse



Yo La Tengo:
**This Stupid
World.**
(Matador
Records/
Beggars 2023).

Lauernd lässt James McNew den Bass tuckern. Mit trockenem Schlagzeugticken tänzelt Georgia Hubley im Gleichschritt daneben. Betörend leichthändig gibt Ira Nagels verzerrte Gitarre Ober-tonsalven, dronige Untiefen, Stegkratzer und Fuzz-Melodiestöße ab. Sanft singt er: „I see clearly how it ends / I see the moon rise as the sun descends.“ Der Opener „Sinatra Drive Breakdown“ markiert, wohin die Reise auf „This Stupid World“ geht. „Fallout“ setzt mit Sonic-Youth-Anklängen fort: „I want to fall out of time / reach back, unwind / before it gets too loud / before it knocks me out / fall out of time.“ Dann lässt „Until It Happens“ zu hüpfendem Bass und Akkordeon alle Katzen aus

dem Sack: „Prepare to die / prepare yourself while there's still time / It's simple to do / And then it happens to you.“

Achse des je nach Zählung 16. oder 17. Yo-La-Tengo-Albums sind Zeit und Endlichkeit. Nachvollziehbar, stoßen doch die Mitlieder dieser großen, 1984 gegründeten Alternative-Band längst selbst an jenen Horizont, den sie nehmen, wie man das von ihnen kennt: unbeschwerter Westküsten-Psychedelik mit Ostküsten-Härte verblenden, Feedbackgewitter mit schwelgendem Dreampop. Ein Konzept, das sie in vielen Facetten erkundet haben. Schmeichelweicher Gesang, wunderbare Popmelodien und unscheinbare, doch grandiose Rhythmusarbeit kommen hinzu. Hehre Botschaften haben sie hier wie stets nicht, bloß unpräzise relevante wie schöne Musik im Gepäck, die dem Leben unverstellt ins Auge blickt, so etwa im Titeltrack: „This stupid world / It's killing me / This stupid world / Is all we have.“ Die Bassdrum hyperventiliert, Gitarre und Bass ertaumeln eine Feedbackorgie, die entgrenzt.

Doch so gefällig sie die Achse „Zeit“ auch bis an einen Velvet-Underground-Rausch existenzialisieren, reichen sie damit nur näherungsweise an jene Apocalypse-Now-Grenze, die der ukrainische Schriftsteller Artem Tschech gerade erlebt. Jüngst schrieb er: „Der Krieg hat etwas, das mir sehr wichtig war, weggefressen, das Gefühl für Zeit. Früher, als ich in einem friedlichen Land gelebt habe und mit meinem unangeregten Alltag beschäftigt war, wusste ich – und darin liegt die bittere Ironie –, dass mein Leben endlich ist, ich wusste, dass früher oder später der Tod kommen und alles um mich herum ein für alle Mal verschwinden wird. Der Krieg mit seiner ganzen unersättlichen Gier hat mir dieses Gefühl genommen. Obwohl der Tod im Krieg konzentrierte Alltäglichkeit ist, fühle ich mich nicht mehr sterblich. Die Zeit ist stehen geblieben. In meinem Leben gibt es sie im eigentlichen Sinne nicht mehr. Die unfreiwillige Soldatenrolle dehnt die Zeit ins Unendliche, eine langfristige Perspektive gibt es nicht mehr. Der Krieg geht nicht zu Ende, der Tod kommt nicht. Alles steht still. Weißes Rauschen. Lethargie.“ Möge er überleben. Und frei. Yo La Tengo haben „This Stupid World“ selbst produziert. Die Live-Anmutung ist umwerfend, auch im ambientartigen Outro „Miles Away“.

UDO FEIST

Geistreich

Über eine Welt von gestern



Alexander Kluge:
**Unruhiger
Garten der
Seele.**
Der Hörverlag,
München 2023.

Alexander Kluge, geboren 1932, zählt zu den seltenen kreativen Intellektuellen dieses Landes. Ein noch universell Gebildeter, der im Komplexen zuhause ist wie in einem Nähkästchen, dessen Stern mit der Einladung zur Gruppe 47 aufging, als die Welt noch eine andere war. Bis heute mischt er sich kritisch in politische Belange ein. Sein Buch *Unruhiger Garten der Seele*, das der Bayrische Rundfunk in der Regie von Karl Bruckmaier als Hörspiel herausgegeben hat, ist im Versuch des Durchschauens der Zeit indessen eher eine Umschau – eine Innenschau, eine Rückschau.

Alexander Kluge geht in Sequenzen tief in die eigene Biografie zurück, erinnert sich an die Eltern und ihren Einfluss auf sein Schreiben, die Schwester als sein Seelenglück, die Wichtigkeit der Mobilität seit 1949, seinen geliebten Citroën – das Gefühl des Verlustes mit der Abgabe des Führerscheins 2015. Die Phantasiemomente nehmen überhand, wo früher Tagträume beim Fahren nicht hinderlich waren. Über Habermas und Miller, dessen Ringen mit dem Alphabet, streift Kluge im assoziativen Dialog mit Helge Schneider durch die Geschichte. Er ankert bei Siegfried, dem uninteressanten, und Hagen, dem eigentlich prägenden, widerständigen Helden der Zeit (Hagen von Tronje, Albrecht von Hagen, Heiko-Maas-Mitarbeiter Fridolin von Hagen), womit es rasant ins Silicon-Valley-Troja geht, das nicht mit dem Schwert, sondern dem Ersatzgott durch Gleichgültigkeit tötende Mathematik bewaffnet ist.

Was bleibt von dieser Hörstunde? Das Gefühl, dass sich Kluges geistreich ironisches Unterfangen – perspektivisch wurzelnd in einer männergemachten Welt von Gestern – im Intellektuellen erschöpft – keine Bindung hat an das Hier und Jetzt und sich der Wirklichkeit entfremdet entzieht.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Feindbild Staat

Verbote und Verzicht



Philipp
Lepenies:
**Verbot und
Verzicht.**
Suhrkamp
Verlag, Berlin
2023, 266 Seiten,
Euro 18,50.

Is vor einem Jahr werteten die Montagsdemonstranten in vielen deutschen Städten die staatlich verordneten Verhaltensregeln gegen die Pandemie als Eingriff in ihre Handlungsentscheidungen. Ähnliches kennzeichnen auch die Drohszenarien mit Vokabeln wie Enteignung und Sozialismus, mit denen Bürgerinnen und Bürger reagieren, wenn sie ihr Konsumverhalten hin zu mehr Nachhaltigkeit einschränken sollen. Ein Tempolimit oder das Verbot von Plastikverpackungen würden den Weg in eine sogenannte Ökodiktatur weisen. Woher kommt die Annahme, dass Freiheit nur existiert, wenn der Einzelne nach Herzenslust konsumieren darf?

Ein Buch zur rechten Zeit legt der Berliner Politikprofessor Philipp Lepenies vor, das verspricht, den Fragen von Verbot und Verzicht in der Politik auf den Grund zu gehen. Und das geeignet wäre, vielen Menschen den Boden der Argumentation zu entziehen – wenn sie denn zuhören wollten.

Zum Beispiel, wenn sie die Überzeugung vertreten, dass der Einzelne das Recht auf ungestörte Verhaltens- und Konsumentscheidung hat. Oder dass Markt und Wettbewerb menschliches Verhalten viel effektiver steuern können als Politik.

Damit verweist Lepenies auf die Grundthese seines Buches: Das neoliberale Staatsverständnis habe sich in einem gezielten langen Marsch durch die Institutionen in einem Zusammenspiel von Wissenschaftlern, Think-Tanks, Romanautoren, Journalisten und Vertretern des Unternehmertums immer und immer wieder verbreitet – und durchgesetzt. Zunächst widmet er sich in seinem stringent und gut gegliederten Buch

den rhetorischen Mustern der Transformationsgegner, um dann die Bedeutung von Verzicht und Verboten in der Vergangenheit aufzufächern. Bei ihm lässt sich lesen, was es historisch mit dem Konsumverzicht auf sich hat. „Konsumverzicht galt lange Zeit nicht als Einschränkung der Freiheit. Er war vielmehr die Bedingung für die freie Entfaltung der Individuen. Mehr noch, Konsumverzicht war der Schlüssel zur zivilisatorischen Entwicklung.“

Die neoliberalen Denker hingegen erklärten den Individualkonsum anschließend nicht nur zum Fundament des Marktsystems, sondern zur Grundvoraussetzung der Freiheit. Aus den Bürgern, so Lepenies, wurden Konsumenten, deren Freiheit und Demokratieteilhabe sich im Konsumieren vollziehe. Kein Wunder also, dass aus ihrer Perspektive Verbot und Verzicht einer Freiheitsberaubung gleichkämen. Gewährsmänner sind für ihn die österreichischen Nationalökonom Friedrich August Hayek (1899–1992), Ludwig von Mises (1881–1973) und der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Milton Friedman (1912–2006), denen er ein umfangreiches Kapitel seines Buches widmet.

So ist sein Buch ein wortgewandter und fundierter Einspruch gegen neoliberale Überzeugungen, die derzeit nicht nur die Rechtspopulisten, sondern auch die bürgerlichen Parteien umtreiben. Wie tief diese Ideen in unser Denken Einzug gehalten haben, lässt bei der Lektüre erschrecken, denn die Gefahren liegen auf der Hand: „Die neoliberale Vorstellung von der Freiheit des Einzelnen machte es den Bürgern schwer, sich auch als Teil des Staates zu begreifen“, schreibt der Berliner Ökonom. Und so folgert er zu Recht, es unterminiere und delegitimiere die Demokratie, einen Wert darin zu sehen, Mehrheitsentscheidungen nicht zu akzeptieren, die den eigenen Präferenzen widersprechen. Notwendige Kompromisse einzugehen und Mehrheitsmeinungen zu akzeptieren, diese Grundhaltung würde von Neoliberalen durch die konsumtive Ich-Zentrierung zerstört. Vor einigen Jahren hatte der Soziologe Andreas Reckwitz diese als Form einer „Gesellschaft der Singularitäten“ benannt. Lepenies Buch liefert Stoff für eine dringende Debatte. Denn er hat Recht zu konstatieren, dass die Klimakatastrophe „eine Politik der Aktion und eine Politik der Verhaltenssteuerung“ braucht. Die Begründungen liegen auf dem Tisch.

KATHRIN JÜTTE

Einordnung

Über die Frauenordination



Sarah Banhardt/
Jolanda Gräßel-
Farnbauer/
Carlotta Israel
(Hg.):
**Frauen-
ordination
in der
Evangelischen
Kirche in
Deutschland.**
Kohlhammer
Verlag, Stuttgart
2023, 221 Seiten,
Euro 49,-.

Etliche Landeskirchen haben in den vergangenen Jahren an die Einführung der Frauenordination erinnert, die sich zum fünfzigsten Mal jährte – bei Schaumburg-Lippe wird das allerdings erst 2041 der Fall sein. Der vorliegende Band, der größtenteils Beiträge einer Tagung zusammenstellt, geht über diese regionalgeschichtlichen Rückblicke hinaus, indem er die Frauenordination einordnet in den gesamtgesellschaftlichen Kontext. Das ist neu und macht ihn besonders interessant.

Im ersten Teil des Bandes finden sich kirchengeschichtliche Beiträge, die anhand biografischer Verortung die Entwicklung beispielsweise in der badischen Landeskirche (Doris Faulhaber) und der EKHN (hier werden zahlreiche biografische Verbindungen mit den synodalen Entscheidungen hergestellt) aufzeigen. Interessant auch der Beitrag von Carlotta Israel, der die Einflüsse der Zusammenschlüsse und Bünde, also EKD, VELKD und EKU (später UEK), beschreibt. Teils hatten sie befördernde, teils aber auch bremsende Wirkung.

Im zweiten Teil wird aufgezeigt, wie die innerkirchliche Debatte und gesellschaftliche Veränderungen verknüpft waren – und noch sind. Das Ringen um eigenständige, anerkannte Erwerbstätigkeit von Frauen Ende des 19. Jahrhunderts etwa stand in Spannung zu den Weiblichkeitsvorstellungen vom Platz der sorgenden Mutter im Hause. Deutlich wird: Ohne das Drängen der Frauenbewegung auf eine Öffnung der Universitäten für weibliche Studierende – hätte es schlicht keine Theologiestudentinnen gegeben. Historisch wird nachgezeichnet, dass in der Weimarer Republik der Zugang für Frauen zum öffentlichen Dienst

erweitert, von den Nationalsozialisten, deren Frauenbild von der Mutterrolle geprägt war, wieder zurückgedrängt wurde. Gleichzeitig übernahmen Frauen in den Kirchen pfarramtliche Aufgaben, weil Pfarrstellen durch Kriegsdienstleistende vakant waren. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aber veränderte sich die Lage schrittweise bis dahin, dass es heute im öffentlichen Dienst grundsätzlich keine geschlechtsspezifischen Unterschiede mehr gibt.

Bei der Lektüre wird klar, wie sehr sich die Entwicklung innerhalb der evangelischen Landeskirchen parallel zur öffentlichen Auseinandersetzung um die Rolle der Frau bewegt hat. Gerade auch die Zölibatsklausel, die es in den Kirchen bis in die 1980er-Jahre gab, fand sich eben auch für Beamtinnen. Und in den Kirchen entwickelte sich die theologische und auch exegetische Debatte parallel zur rechtlichen, das wird deutlich. Insgesamt zeigt der Studienband, wie hoch der Einfluss der gesellschaftlichen Diskussion um die Rolle der Frau auf die kirchliche Auseinandersetzung war. Eine nachvollziehbare theologische Begründung beispielsweise, warum eine Frau mit Heirat ihre Ordinationsrechte aufgeben musste, ist mir nie begegnet.

Besonders interessant ist der Beitrag von Laura Hanemann, der zeigt, wie sehr die Rolle der Frau als „Zivilisationshüterin“ ihre Rolle als Pfarrfrau geprägt hat und wie sehr das als Bremsfunktion mit Blick auf den eigenständigen Zugang zum Pfarramt wirkte. Sie schreibt: „Zu vermuten ist, dass die Hypothek, selbst ‚Zivilisationshüterin‘ und gleichzeitig Amtsträgerin sein zu müssen, auf Pfarrerinnen besonders lastet.“ Ein interessanter Aspekt, der sicher noch tiefer erforscht werden könnte.

Im dritten Teil des Bandes wird nachvollziehbar, wie Frauen als Exegetinnen neue Perspektiven in theologische Debatten einbringen. Mit der veränderten gesellschaftlichen Sicht auf die Rolle der Frau wird Frauen ermöglicht, Exegese zu betreiben. Dadurch setzt sich ein Schriftverständnis durch, das die Ordnungskategorien überwindet und geschlechtsbedingte Statusunterschiede als „zeitbedingte Einzelgebote relativiert“. Deutlich wird auch, dass biblische Hermeneutik aus weiblicher Perspektive die Theologie und das Berufsbild der Pfarrerin verändert haben. Hilfreich ist schließlich, dass auch geschaut wird, wie der Pfarrberuf insgesamt sich in Zukunft verändern wird. Wird die Gesellschaft diverser,

werden es langfristig auch die Personen, die den Pfarrberuf ausüben.

War es theologische Überzeugung, die den Weg zur Frauenordination ebnete oder gesellschaftliche Entwicklung? Letzteres würde denjenigen als Argument dienen, die wie der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill Frauenordination als Anpassung an „westlichen Zeitgeist“ sehen. Andererseits ist denkbar, dass die theologischen Erkenntnisse – exegetisch wie hermeneutisch – zur Gleichstellung der Frau schlicht noch nicht gesellschaftlich durchsetzbar waren, als diese Aspekte bereits in den Kirchen thematisiert wurden. Die lesenswerten Beiträge erschließen, dass beides ineinandergreift: theologischer Diskurs und gesellschaftliche Entwicklung. Und das ist gut nachvollziehbar. Denn Theologie sollte ja nicht abseits vom gesellschaftlichen Kontext betrieben werden.

MARGOT KÄSSMANN

Zweideutig

Sozialform Kirche



Hans Joas:
Warum Kirche?
Herder Verlag,
Freiburg 2022,
240 Seiten,
Euro 24,-.

Der Titel des jüngsten Buches von Hans Joas, dem produktiven Soziologen, katholischen Intellektuellen und Berliner Ernst-Troeltsch-Honoraryprofessor, ist mindestens zweideutig. Die Frage „Warum Kirche?“ ist trotz der unvertitelten Alternative „Selbstoptimierung oder Glaubensgemeinschaft“ nicht selbsterklärend. Gleich das erste Kapitel führt jedoch mitten hinein in den instruktiven Kern der Aufsatzsammlung: Hans Joas fragt nicht, wie man vermuten könnte, wozu Kirche nützlich sei, wozu sie (heute noch) gebraucht werde. Vielmehr steht eine

Plädoyer

Ulrich Wegst: *Keine Angst vorm Verzicht*. Büchner-Verlag, Marburg 2021, 217 Seiten, Euro 18,-.

Niemand mag ihn. Aber werden wir ohne ihn auskommen? Die Rede ist vom Verzicht. Dabei ist Ulrich Wegst der Meinung, dass das 21. Jahrhundert als ein Jahrhundert des Verzichts in die Geschichte eingehen wird. Er geht so weit, in seinem Buch zusammenfassenden zehn Thesen zu behaupten, dass der Verzicht die herausragende Kulturtechnik der kommenden Jahrzehnte sein wird. Denn: „Das Übel von einst ist die Lösung für morgen.“ Eine argumentativ gut gestützte Lektüre, die Hoffnung macht.

Stachelig

Viola Vogel: *Igel Stachel*. edition christmon, Leipzig 2023, 136 Seiten, Euro 22,-.

Gärten sind für die possierlichen Igel wichtige Lebensräume. Und bereits die alten Ägypter verehrten sie als Glücksbringer. „Igel Stachel“ heißt das von Viola Vogel geschaffene Geschöpf. Es wächst mit seinen Geschwistern ohne Vater bei der Mutter auf, die ihre Kinder mit jeweils einer Wundergabe ausstattet. Was macht man damit? Anderen Menschen Hoffnung schenken und ihnen Mut machen. Davon erzählt Viola Vogel, neue Präsidentin des Konsistoriums der EKBO, in ihrem hinreißenden Kinderbuch. Für Kinder im Kindergarten- und Grundschulalter hat Aleksandra Bartkowiak-Mil das Buch lebenswert illustriert.

Bis ins hohe Alter

Helga Schubert: *Der heutige Tag*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2023, 272 Seiten, Euro 24,-.

Seit fast sechzig Jahren sind sie ein Paar, die 83-jährige Erzählerin im neuen Roman der Berliner Schriftstellerin Helga Schubert und ihr schwer dementer 96-jähriger Mann Derden. Aus dem harten Alltag der Pflege, schonungslos erzählt, ist ein „Stundenbuch der Liebe“ entstanden, so der Untertitel dieses besonderen Buches. In kurzen, knappen Sätzen erzählt Schubert diese Geschichte einer Liebe, von der sie trotz Bettbeutel des Blasenkatheters, umgekippter Rollstühle und dem oftmals Nichterkennen sagt: „... Hauptsache, er ist da ...“ Die bitteren und traurigen Zeiten der Pflege wechselt sie ab mit denen des gemeinsamen Kennenlernens und Lebens in der DDR. Beeindruckend und tröstlich.

Verwunderung am Anfang, das Staunen über die unwahrscheinliche institutionelle Kontinuität von Kirche durch die Jahrhunderte der Christentumsgeschichte hindurch. Entsprechend fragt Joas nach den Ursachen der Sozialgestalt Kirche, warum sie einen spezifischen Mehrwert darstellt, gar notwendig ist.

Auf der Suche nach Antworten führt er ausgewählte soziologische und religions-theoretische Stränge aus seinem Werk neu zusammen. Interpretationen zu Ernst Troeltsch, Max Weber, Alfred Döblin und anderen tragen zu einer Lesart von Kirche bei als „Genossenschaft der Gläubigen (...), die hierarchischer Strukturen bedarf, um gegenüber den Machteinwirkungen von außen ihre Handlungsfähigkeit im Sinne ihrer Ideale zu gewährleisten“.

Im Hintergrund steht ein grundsätzliches Projekt in Joas' Theoriebildung: die Ermöglichung und Verteidigung des moralischen Universalismus, die sich in der „Sakralität der Person“ als „Glaube an die irreduzible Würde jedes Menschen“ niederschlägt. Solche auf die ganze Menschheit gerichteten „anspruchsvollen Ideale“ sind in außeralltäglichen, intensiven Erfahrungen der Selbsttranszendenz fundiert. Sie stellen nicht automatisch religiöse Erfahrungen dar, sondern sind nur insofern eine „Brücke zum Glauben“, als sie im Kontext der bewahrenden, beständigen Institution Kirche religiös artikuliert werden.

Transzendenz will dementsprechend gut organisiert sein, weder kann sie nämlich durch Individuen tradiert werden noch sind Institutionalisierungen ohne Kompromisse möglich. In der Transzendenz liegt für Joas dann auch die Substanz des Religiösen: Der tiefere Sinn etwa des christlichen Glaubens ist es, jenseits der Selbstoptimierung einen Raum des Heiligen zu eröffnen. Gelingende Selbstverwirklichung meint dann gerade eine Öffnung über sich selbst hinaus, was gleichzeitig ihre kommunitäre Dimension darlegt. Ergänzt wird dieser argumentative Kern durch Ausführungen etwa zum subjektiven Überzeugungswandel im Rahmen von Konversionen oder zur Überwindung der (europäischen) Säkularisierungserzählung vom zwangsläufigen Bedeutungsverlust der Religion.

Zweifelsohne haben wir es hier mit dem Plädoyer eines nicht unbeteiligten, hochengagierten Autors für die Sozialform Kirche in ihrer katholischen Gestalt zu tun, freilich in einer sympathischen Deutung.

Für die akuten römisch-innerkirchlichen Reformdebatten gibt Joas auch Impulse zu bedenken, etwa den Vorrang mystischer vor institutioneller Einheit, die Notwendigkeit innerkirchlicher Vielfalt trotz weltumspannender Orientierung oder den Mut zu mystisch-spiritueller Revitalisierung. Demgegenüber erscheint ihm die öffentlichkeitswirksame amtskirchliche Konzentration auf Moral zu Recht als „höchst problematisch“.

Für Joas sind die Kirchen ganz und gar keine „Moralagenturen“, und spätestens hier sollte dann auch der verfasste Protestantismus aufmerken: Kirchen sollten die christliche Botschaft nicht individualistisch-moralisch vereinseitigen und politisieren. Sie sollten besser ein reflektiertes Verständnis des christlichen Universalismus entwickeln, das partikulare Verpflichtungen mitdenkt und Politik so ermöglicht statt behindert. Sowohl Kenner von Joas' Schriften als auch Neulinge werden dieses anregende Buch mit Gewinn lesen.

JULIAN-CHRISTOPHER MARX

Türe auf

Pflege von Geist und Seele



Karl-Heinrich Lütcke:
Raum und Zeit von Gott gewährt.
Berlin 2021,
168 Seiten,
Euro 16,99.

Zum entwickelten Menschsein gehört freilich nicht nur die Körperpflege, sondern auch die Pflege von Geist und Seele. „Wer Ruhe und Zuspruch benötigt, wer Ausschau hält nach Eintracht und „Lindigkeit“, das heißt Freundlichkeit, Güte, Milde, Nachsicht – ein geliebtes Wort dieses Predigers –, möge nach diesem Buch greifen. Im Anschluss an den elementaren Satz von der Pflege, kann einem die vierte Strophe von Zinzendorfs „Jesus geh voran“ einfallen: „Ordne unsern Gang, Jesu, lebenslang. Führst du uns durch raue Wege, gib uns

auch die nöt'ge Pflege; tu uns nach dem Lauf deine Türe auf.“

Ordne unsern Gang: Karl-Heinrich Lütcke, geboren 1940, war Studienleiter am Predigerseminar in Württemberg. 1977 wurde er ins Konsistorium der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (West) berufen. Von 1990 an war er bis 2005 Propst und damit Theologischer Leiter des Konsistoriums und Stellvertreter der Bischöfe Martin Kruse und Wolfgang Huber. Die beiden unterschiedlichen episkopalen Leiter waren froh, dass sie Lütcke an ihrer Seite hatten.

Er weiß, was das entscheidende Ereignis auch seines Lebens und seiner Laufbahn ist: „Ostern, die Auferstehung Christi, steht für den Sieg des Lebens über den Tod, für die Kraft Gottes, die neuen Lebensatem und neuen Lebensmut schenkt. Was als Ende aller Hoffnung erschien, der Tod Christi am Kreuz, das wendet sich zum Beginn neuen Lebens ... Das ist Gegenwart Christi unter uns. Wir müssen uns nur die Augen öffnen lassen.“ Mehr nicht. Aber auch nicht weniger.

Führst du uns durch raue Wege: Die Zusammenführung – nach der friedlichen Revolution 1989 – der EKIBB Ost und West ist in Lütckes Dienstzeit die raueste Etappe, die er jedoch gemeinsam mit dem Propst der Ost-Region Hans-Otto Furian vor-züglich bewältigte: Lütcke und Furian waren Vor-Züge – starke Motoren – in dieser Wiedervereinigung.

Wie gingen Propste ihre Aufgaben in einer so herausfordernden Situation an? Dadurch, dass sie das Grundamt der Kirche ausübten – nämlich Tröster und Seelsorger zu sein. Wie? Beim West-Propst ist zu hören: „Das hebräische Wort für trösten heißt eigentlich: machen, dass jemand wieder frei atmen kann. Eine schöne Aufgabe, Menschen zu trösten, ihnen zu helfen, dass sie wieder frei atmen können.“

Gib uns auch die nöt'ge Pflege: Wie? „Wir schauen dankend ... ins Auge Gottes, der uns Leben und Nahrung schenkt. In solchem Danken treten wir heraus aus dem alltäglichen Lebensgefühl, in dem uns so selbstverständlich wird, was wir haben.“ Und da weiß der Autor, was gerade Evangelische zu bewähren haben: „Evangelisch sein heißt: Weil wir im Glauben, im Gottvertrauen frei werden von der Lebensangst, können wir mit Ernst und Engagement, gewissenhaft und sorgsam unseren Alltag bestehen, Verantwortung wahrnehmen für die Welt, leben nicht jenseits der Liebe, sondern im Kraftzentrum der Liebe Gottes.“

Tu uns nach dem Lauf deine Türe auf: Lütcke ist in seinem Lauf ein „getreuer Eckart“, das heißt, er ist ein Vermittler, einer, der in schwierigen Lagen den Karren, der vom Weg abgekommen ist und festsitzt, herauszieht.

Dem Rezensenten jedoch fehlen recht eigentlich in seinem Buch explizite Ausblicke in die Ewigkeit Gottes. Es kann sein, dass das Buch einen Mangel an erfreulichen eschatologischen Perspektiven hat. Denn gewiss ist ja, dass es zum Trost und zur Freude – nicht nur von Pröpsten – in der „lieben Ewigkeit“ keine Konsistorien mehr gibt.

Bis dahin jedoch ist zu lernen: „Paulus kennt sicher beides: die Todesangst und die Todessehnsucht. Aber der Glaube an Christus befreit ihn davon. Er hat keine Angst vor dem Sterben, denn er weiß: Er ist dann bei Gott mit Christus. Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ Womöglich vermag man über die Ewigkeit redlicher Weise gar nicht mehr zu sagen. Jedoch können die Leser dieses Buches sich vorstellen, was Propst Lütcke im Himmel für eine Aufgabe hat: Er hält „nach dem Lauf seine Türe auf“.

ROLF WISCHNATH

Meinungsbildung

Jutta Ataie/Carmen Berger-Zell/
Astrid Giebel: *Leben. der hospiz
verlag, Esslingen 2022, 358 Seiten,
Euro 29,99.*

Die Diakonie Deutschland hat seit 2020 nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum assistierten Suizid gemeinsam mit Verbänden, Einrichtungen und Landeskirchen die Rechtsprechung und seine Folgen umfangreich erörtert. Dieser Band versammelt nun wichtige Beiträge aus juristischer, theologischer, präventiver und pflegerischer Perspektive, allesamt von Experten ihres Fachs formuliert. Dazu liefert er wertvolle Literaturhinweise, auch zu Stellungnahmen und Orientierungshilfen. Ein fundierter, bedeutsamer und facettenreicher Band zur Meinungsbildung.

Neuaufgabe

Axel Bertram (Hrsg.): *Das Buch
Hiob. Verlag Faber & Faber,
Leipzig 2023, 141 Seiten, Euro 24,-.*

In einer Neuaufgabe ist jetzt die biblische Erzählung über Hiob erschienen, die der 2019 verstorbene Berliner Grafiker und Illustrator Axel Bertram herausgegeben hat. Mit 68 in Schabtechnik hergestellten Blättern illustriert, typografisch anspruchsvoll gestaltet und mit Notizen des Zeichners zum Text versehen, liegt diese bibliophile Ausgabe des Luther-Textes wieder vor. Ein Kleinod der Buchkunst.

Umwelt

Wilfried Kühling: *Bewertungs-
dilemma Mobilfunk. Wie wir
das Unvermögen staatlicher
Risikobewertung endlich überwinden.
Metropolis-Verlag, Weimar bei
Marburg 2023, 307 Seiten, Euro 29,80.*

Als Professor für Raum- und Umweltpolitik und als Christ plädiert Wilfried Kühling für eine ernsthafte Regulierung von Umwelt-Risiken, die unterhalb einer sicht- und spürbaren Schwellenschwelle bestehen. Macht doch noch die kürzlich vorgelegte Technikfolgenabschätzung für den Bundestag über die möglichen gesundheitlichen Auswirkungen elektromagnetischer Felder wenig Hoffnung auf Änderungen. Am Beispiel der Mobilfunk-Strahlung erläutert Kühling die Methodik einer „Umweltbewertung“ sowie rechtliche Vorgaben zum Gefahrenschutz und zur Vorsorge. Er bringt vielfältige Vorschläge und Lösungen für eine transparente und verschiedene gesellschaftliche Gruppen einbeziehende Vorgehensweise.

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Erinnerungen

Überlebt im KZ



Franci Rabinek Epstein:
Die Elektrikerin.
Dölling und Galitz Verlag,
München/
Hamburg 2022,
232 Seiten,
Euro 28,-.

Unter den vielfältigen Schilderungen der Holocaust-Überlebenden warf bisher Liana Millus *Der Rauch über Birkenau* ein anderes, ein besonderes Licht auf das Leben und Überleben im KZ: eines der ersten Bücher, 1999 erschienen, die – aus weiblicher Perspektive geschrieben – größere Bekanntheit erreichten. Nun ist – endlich – *Die Elektrikerin* veröffentlicht worden: eine berührende Überlebensgeschichte.

Bereits 1974 hatte Franci Rabinek Epstein ihre Erinnerungen verfasst. Jeder Verlag, dem das Manuskript angeboten worden war, hatte abgelehnt. Für die 1970er-Jahre war es zu offenherzig, zu direkt. Es ging darin auch um Sex, als Tauschhandel, als lesbische Liebe und noch mehr. Im Nachwort wird man in die Enttäuschung der Autorin über die Absagen hineingenommen. Ihre Tochter, Helen Epstein, beschreibt sie im Nachwort – wie auch ihr eigenes Ringen mit den traumatischen Schilderungen ihrer Mutter.

Den Ausschlag gab ein Interview, das Franci Rabinek Epstein als Holocaust-Überlebende gegeben hatte, das als Video archiviert worden war – und das ihre Tochter das erste Mal auf YouTube sah: lebendig, eindrücklich und auf eine sympathische Art erzählt. So sind auch ihre schriftlichen Erinnerungen gut zu lesen: Man wird sofort hineingenommen in die Atmosphäre der Prager Sammelstelle für die Deportation von Juden im September 1942: stickig, verängstigend, erniedrigend. Endgültig wird aus der sorglosen

und etwas unbedarften Modedesignerin Franci Rabinek diejenige, die ihre Eltern nach Theresienstadt begleitet und sich dort von ihnen trennen muss. Mit der Zeit nimmt sie die selbstlosen, gar noblen wie die eigennützig bis ehrlosen Verhaltensmuster im Ghetto wahr. Aber auch: Nie wieder habe sie eine berührende Aufführung von Verdis „Requiem“ erlebt als an jenem Ort.

Auf ihrem weiteren Überlebensweg wird ihre Wahrnehmung schärfer und es ändert sich ihre Identität. Seit sie in Auschwitz-Birkenau angekommen ist, schreibt sie, die zu einer Nummer geworden ist, in der dritten Person: A-4116 wird der Näherei zugeteilt, A-4116 steht erst zum Appell und dann zur Essensausgabe an. A-4116 hört, dass sich die SS hübsche Jungs in ihre Baracken holen, die Pipl. A-4116 hat auf der Rampe zur Selektion vor dem Dr. Mengele den Einfall, „Elektrikerin“ als Beruf anzugeben, was nicht einmal ganz falsch ist, und kann zur rechten Seite abtreten.

Um nachvollziehen zu können, wie sie der Entmenschlichung entgehen konnte, benutzt sie beim Schreiben ihrer Erinnerungen die ihr in den linken Unterarm eintätowierte Nummer: Sich so zu nennen schafft Jahrzehnte später die notwendige Distanz zu jenem Lebensabschnitt.

Als A-4116 konnte sie damals vielleicht auch eher den Mut im Überlebenskampf aufbringen und den ihr eigenen Stolz bewahren, auch noch im KZ Neugamme und in dessen Außenlagern im zerstörten Hamburg. Nach Bergen-Belsen, nach Rettung und Typhus-Erkrankung lebt es wieder auf: das „Ich“ ...

Aber ihre Identität bleibt gebrochen; vieles in dem Leben, das sie sich zurückerobert konnte, bleibt schwierig. Doch sie bleibt eine stolze Frau. Mehr als zwei Jahrzehnte nach ihrem Tod 1989 kann man nun teilhaben an ihrem Erleben und ihren Beschreibungen von Größe in zurückgewiesener Liebe, auch von Neid, von List und Dreistigkeit. Man blickt in eiskalte Augen und hört gebellte Kommandos. Und man kann sich – nicht zuletzt dank der ansprechenden Übersetzung Sabine Niemanns – schließlich auch an der Ausgelassenheit von Franci Rabinek und ihrer Schicksalsgenossinnen in unverhofften Situationen mitfreuen. Unglaublich, dass es das auch gab.

BURKHARD PECHMANN

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und
Musiker, Berlin

Vivian Buchholz
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am
Institut für Erziehungswissenschaft an der
Humboldt-Universität zu Berlin

Dr. Johann Hinrich Clausen
Kulturbeauftragter der EKD

John von Düffel
Dramaturg am Deutschen Theater Berlin

Martin Egbert
Fotograf, Ebbenbüren

Dr. Dominik Enste
Institut der Deutschen Wirtschaft, Köln

Udo Feist
Autor, Dortmund

Dr. Christian Firus
Facharzt für Psychosomatische
Medizin und Psychotherapie, Glotterbad

Dr. Tobias Foß
Vikar im Pfarrbereich Hohenthurm
bei Halle/Saale

Dr. Ruth Gütter
Referentin für Fragen der Nachhaltigkeit
der EKD, Hannover

Annemarie Heibrock
Journalistin, Bielefeld

Angelika Hornig
Journalistin, Minden

Theresa Hüther
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-
Katholischen Seminar der Universität Bonn

Dr. Margot Käßmann
Landesbischofin a. D., Hannover

Anne-Kathrin Kruse
Dekanin i. R., Berlin

Dr. Julian-Christopher Marx
Theologe und wissenschaftlicher
Mitarbeiter, Berlin

Ralf Meister
Landesbischof der Evangelisch-lutherischen
Landeskirche Hannovers und Leitender
Bischof der VELKD, Hannover

Burkhard Pechmann
Pastor, Hannover

Dr. Christian Rebert
Pastor, Wienhausen

Dr. Michael Roth
Professor für Systematische Theologie
und Sozialethik an der Universität Mainz

Klaus Sieg
Journalist, Hamburg

Michael Strauß
Leiter des Referates für Kommunikation
und Medien der Evangelisch-lutherischen
Landeskirche in Braunschweig

Dr. Karl Tetzlaff
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
an der Universität Halle-Wittenberg

Dr. Jeannette Windheuser
Professorin für Erziehungswissenschaft an der
Humboldt-Universität zu Berlin

Dr. Rolf Wischnath
Generalsuperintendent i. R., Gütersloh

Robert M. Zoske
Pastor, Hamburg

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230

zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Leipzig
Michael Weinrich, Bochum
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 94,60 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 8,40.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@deboss.de

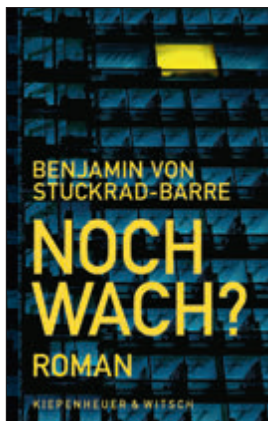
Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



Existenzerhellend

MeToo und umzu als Roman



Benjamin
von Stuckrad-
Barre:
Noch wach?
Verlag
Kiepenheuer
und Witsch,
Köln 2023,
384 Seiten,
Euro 25,-.

Eines Menschen Fall als Fall der Menschheit“ darstellen zu können, ist in Benjamin von Stuckrad-Barres Augen das existenzerhellende Potenzial einer Literatur, der es nicht vorrangig um eindeutige Zeitanlagen geht. Sein neuester Roman „Noch wach?“ gibt dafür ein gutes Beispiel ab. Vordergründig geht es darin um die sexistische und frauenfeindliche Unkultur in einem großen deutschen Boulevardmedium mit zunehmend reaktionärer Ausrichtung. Es geht um die Aufdeckung des MeToo-Skandals in den USA. Und es geht um das allmähliche Ende der Freundschaft, die einen Stuckrad-Barre eng verwandten Schriftsteller mit dem Chef des besagten Boulevardmediums verbindet. So weit, so bekannt aus Funk und Fernsehen.

Was den Roman jenseits dieser schnell abgearbeiteten Gegenwartsbezüge aber erst zu lesenswerter Literatur macht, ist sein existenzerhellendes Potenzial. Stuckrad-Barre hat darin „eines Menschen Fall“ derart verdichtet, dass er zum „Fall der Menschheit“ werden kann – wenn die Leserinnen und Leser dieses Identifikationsangebot denn annehmen wollen. Wer beim menschheitlichen „Fall“ gleich an den biblischen Paradiesmythos denkt, liegt nicht falsch. Denn die religiös grundierte Romanhandlung beginnt im „surrealen Garten Eden“ des Hotels Chateau Marmont in West Hollywood, wo der Protagonist gemeinsam mit anderen Alltagsflüchtigen ein von Arbeit und sonstiger Mühsal befreites Dasein pflegt. Insbesondere die Mondnächte am hauseigenen Swimmingpool verhelfen den Anwesenden zur Flucht aus einer als lästig empfundenen Gegenwart. Ein Hotelgast

sieht sogar „genau wie Jesus“ aus und verkündet, „die Lösung FÜR ALLES gefunden“ zu haben: „[W]ir seien gerettet“. Doch der schöne Schein dieses jenseits von Eden angesiedelten Paradieses währt nicht lang. Mit Wucht wird der Ich-Erzähler durch betroffene Frauen auf den MeToo-Skandal gestoßen und mit der eigenen schuldhaften Verstricktheit in sexistische Machtstrukturen konfrontiert. Die moralische Frage nach Gut und Böse lässt ihn von da an nicht mehr los.

Was auf den Sünden-„Fall“, den der schriftstellernde Pfarrerssohn Stuckrad-Barre hier zur Wiederaufführung bringt, folgt, ist aber keine eindeutige Erlösungsgeschichte. Anders als jener Jesus aus dem Hotelgarten hat der Ich-Erzähler eben nicht die eine rettende „Lösung FÜR ALLES“ parat. Vielmehr konstatiert der Ich-Erzähler das Johannesevangelium zitierend: „Wer sich frei von solcher Ambivalenz fühlt, poste den ersten Stein. Ich ganz bestimmt nicht“. Haben nicht auch die betroffenen Frauen, deren Perspektiven im Roman viel Raum gegeben wird, wenigstens zeitweise die toxischen Strukturen mit unterstützt, denen sie zum Opfer gefallen sind? Und beginnt, wer so fragt, nicht schon, den männlichen Machtmissbrauch zu rechtfertigen?

In Stuckrad-Barres Roman wird der Ich-Erzähler nicht zum Moralapostel, sondern bleibt eine angefochtene und anfechtbare Figur. Nur manchmal ereignen sich Szenen, in denen eine (Er-)Lösung von der Ambivalenz der Verhältnisse aufscheint, zum Beispiel die Freundschaft mit Sophia, die mehr und mehr zur zweiten Hauptfigur des Buches wird. Und nach einer Zoom-Konferenz, in der Sophia und andere Mitarbeiterinnen endlich Gehör mit ihren Leidenserfahrungen finden, herrscht für einen Moment in Stuckrad-Barres rasant erzählter Geschichte „andächtige Stille“: „Kurz fühlen wir uns alle, ich sogar auch, sehr mutig“, stellt der Protagonist fest. Wenn er gleich darauf „mit Batikseidenbrotschen-verbundlicher Margotkäßmannstimme“ bekundet: „In erster Linie sehe ich mich ALS MENSCH“, dann steckt darin vielleicht nicht nur Ironie. Dass es diese im Roman auch zuhauf gibt, kann nämlich nicht darüber hinwegtäuschen, wie sehr er ein ernsthafter Versuch über das Menschliche ist. (Einen ausführlicheren Text des Autors zum Roman finden Sie hier: www./zeitzeichen.net/node/10448.)

KARL TETZLAFF

Szenisch

Frauen-Familien-Geschichte



Annika Reich:
**Männer
sterben bei
uns nicht.**
Hanser Verlag,
Berlin 2023,
208 Seiten,
Euro 23,-.

In ihrem stark betitelten neuen Buch schildert Annika Reich mäandrierend Kindheitserinnerungen ihrer Hauptprotagonistin Luise und die Beerdigung derer Großmutter, der Herrscherin der Familie, die lebenslang die Hand über Luise gehalten und sie zur einzig fähigen, einzig befugten Erbin des Familienbesitzes auserkoren hat.

Der Einstieg ist markant wie der Titel: „Als ich die erste tote Frau entdeckte, war ich noch keine zehn Jahre alt und wollte angeln.“ Kurz, prägnant, voller Andeutungen und fortwährend fotografische Sequenzen stiftend, lässt uns Annika Reich in das Leben einer schmuckaffinen Frauenfamilie – in den Augen der Großmutter bestehend aus ihr selbst und ihrer Enkelin. Drumherum leben auf einem großen, mysteriösen Anwesen am See mit Villa und vier Nebengebäuden außerdem Luises Mutter und deren Mutter sowie die Haushälterin Justyna. Dazu kommen besuchsweise eine Tante und eine Cousine, eine in früher Kindheit im See ertrunkene Schwester der Großmutter und, am Ende des Romans, eine weitere Schwester der Großmutter.

In Luises Umfeld finden sich noch ihre furchtlose Freundin Ruth und ihre geliebte große Schwester Leni, die einzig Vertraute Luises, die aber während der Pubertät von einem auf den anderen Tag von der Großmutter in ein Internat verbannt wird, um aus dem Leben Luises zu verschwinden. Luise ist die Lieblingsenkelin, sie soll eine Lady werden, Seide, nicht Cord – so die Großmutter, die mit kühler Macht, Beschämung und Abwertung regiert und von großer Einsamkeit umgeben ist, die sie mit Festen, schmuckträchtiger Präsentationslust

und Bluff füllt. Selbst die Liebe zu ihrer Enkelin, die sie der Verachtung aller anderen Familienmitglieder demonstrativ gegenüberstellt, bleibt hohl hinter eloquent-ironischer Fassade: „Meine Enkelin ist frech, wie ein kleines, prachtvolles Wildschwein.“ Die schnell durchschaubare Familienstruktur aus Gedemütigten und Herrscherin ist völlig männerlos und doch so altkaiserlich mannhaft, dass einen schaudert. Das wissen alle: „Großmutter denkt, dass sie nur leben kann, wenn sie’s wie die Männer macht. Sie denkt, Macht wäre immer nur die Macht der Männer und dass sie sie nur behalten kann, wenn sie herrscht wie sie.“

Männer kommen allerdings gar nicht vor, sie werden allenfalls erwähnt, zuerst nach einem Viertel des Buches, und sind als Schlendrian (Vater) und Spielball (Großvater) allenfalls Schatten, die weder Macht versprühen noch haben. Allen alten kalten Fratzen männlichen, durch die Großmutter gelebten Treibens steht am Ende des Buches (und der skurrilen Beerdigung) so unvermittelt wie logisch an einer Pomesbude das Versprechen fraulicher Solidarisierung gegenüber, die aber weder weiter ausgefüllt noch ausgeführt wird.

In 44 Szenen, hauptsächlich auf dem Friedhof, führt Annika Reich durch ihre Geschichte. Wohl öffnet sie das Innenleben ihrer Ich-Figur Luise und deren Aufwachsen im Konjunktiv zwischen den Stühlen so weit, dass Stimmungen atmosphärisch unmittelbar fühlbar werden und deren oft wolkengraue Schwere zum Greifen ist. Aber sie bleibt in der Vorzeichnung. Im Bannen der Szenerie. Über die fokussierende Darstellung hinaus findet sie in keine literarische Verdichtung. Alle Spannung suggerierenden, kurz aufleuchtenden Andeutungen und Ideen, die der episch-empathischen Dokumentation dieser Frauen-Familien-Geschichte zu einem roten Faden und der ausgebreiteten Verloren- und Verlogenheit mit einer Fokussierung zu wirklicher Klarheit und Entwicklung verhelfen würden, versanden mit ihrer Aussage. Eine zentrale Darstellung Luises meistert Annika Reich gekonnt durch deren in Gedanken und damit in der Verschwiegenheit ausharrendes „wollte ich sagen,“ das ihre Empfindungen wie in einem Comic in einer Gedankenblase preisgibt, ohne sie und damit sich selbst mitzuteilen. Das bleibt auch von diesem Buch. Was wollte Annika Reich sagen?

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Apologie des Trostes

Ein menschliches Bedürfnis



Jean-Pierre Wils:
**Warum
wir Trost
brauchen.**
Hirzel Verlag,
Stuttgart 2023,
176 Seiten,
Euro 22,-.

Sein Ruf ist ramponiert, und das sei ein Elend, nicht für den Trost, sondern für uns, findet der Philosoph Jean-Pierre Wils. Denn das Reden vom Trostpreis oder Vertrösten denunziere ihn als halbseiden, dem Glauben an die aktive Selbst- und Weltgestaltung gelte er zudem als unmodern. Ein Grundbedürfnis bleibe er aber dennoch.

Was Trost ist, wie er funktioniert, welche Quellen er haben kann und dass er letztlich ein Mysterium sei, entfaltet Wils in seinem Trost-Buch konzise und nachvollziehbar. Er geht dabei vom Schmerz aus, nicht jenem über aufgeschürfte Knie, sondern dem „Leiden am Leiden“, einem „Phänomen ohne Objekt in der Welt außerhalb“. Denn der Mensch habe die Fähigkeit, sich des Leidens wie auch seiner Zerbrechlichkeit bewusst zu sein. Ein das Vertrauen in die Welt erschütterndes anthropologisches Privileg, schreibt er, das bei unwiederbringlichen Verlusten, nicht zuletzt dem Tod, ausweglos hart des Menschen Bedürftigkeit zeige, nämlich die nach Trost. Wils wählt für ihn die bildliche Redeweise von der „Ummantelung“, wie ein Bergen oder Umarmen, das aber niemals Hilfe im Sinne von Abhilfe sein könne. Leid lasse sich, anders als der Spruch das sagt, nicht teilen. Allenfalls lasse sich Ab-Lenkung bieten oder finden: „Trost ist das merkwürdige Erlebnis, das zwar das Leiden bestehen lässt, aber sozusagen das Leiden am Leiden aufhebt, er betrifft nicht das Übel selbst, sondern dessen Reflexion in der tiefsten Instanz der Seele.“

Dahinter identifiziert er „ontologische Unbehaustheit“, den Mangel an notwendigen Daseinsgründen – ein existentielles Dilemma, über das früher vielen ein religiöser Glaube hinweg half, doch da tun sich inzwi-

schen Gräben auf. Überkommene Rituale und Vorstellungen haben an Plausibilität verloren, doch das Bedürfnis nach Trost als Teil der condition humaine bleibe bestehen. Die möglichen Quellen dafür fächert Wils im Schlussdrittel des Buches auf, und zwar im Gefolge des Soziologen Georg Simmel, der dazu mal von „hunderterlei Gegebenheiten der Welt“ schrieb. Die so einfühlsam wie analytisch erläuterten Beispiele reichen von der Natur und „aufgeladenen“ Dingen über die Musik und Kunst bis hin zum Trost durch Menschen.

Seinem Funktionieren im Einzelnen geht Wils faszinierend nach, aber stets nur bis zu einer gewissen Grenze. Denn wie der „Ummantelnde“ wirkt, bleibt ein Stück weit außerhalb des Fassbaren, so nah er ihm auch rückt. Vielleicht ist Trost ja am ehesten ex negativo zu fassen. Hilfe, betont Wils immer wieder, ist er jedenfalls nicht, Erleichterung aber schon. Vor seinem stoischen Fachkollegen Seneca (und implizit auch vor dessen Aufbrühern wie Rolf Dobelli, siehe auch zz 6/2018) warnt er explizit: Senecas Motto, „Verluste seien unvermeidlich und zu erwarten, also stell dich nicht so an“, weist er wegen des herablassenden Tons als maximal herzenskalt scharf zurück. Das Menschsein, so darf man folgern, bleibt da wohl unverstanden. Trost sei nie das Resultat von Argumentation. Zur gedanklichen „Geburtshilfe“ nutzt Wils starke Beispiele aus der Literatur, wie wir das von ihm bereits gewohnt sind (siehe auch zz 6/2020). Die Urszene des Trostes sei das Sorgen von Eltern für das schutzlos der Welt ausgelieferte Neugeborene. Ihm das Leben ersparen, setzen wir nach dieser gewinnbringenden Lektüre fort, können sie indes nicht – aber: „Ließen wir den Trost am Wegrand liegen, gewissermaßen als Rest einer restlos vergangenen Vergangenheit, müssten wir mit einem empfindlichen Mangel weiterleben, mit einer Lücke, die sich nicht mehr schließen lässt. Das sollten wir uns nicht zumuten.“

Damit beschließt Wils das Buch, das eine Apologie, eine Verteidigungsrede des Trostes sein soll. Sie gelingt ihm grandios – intellektuell fesselnd und im besten Sinne erbaulich, also ermutigend für das Leben. Für die sehenswerte Ausstellung „Trost – auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ in Kassel, an deren Konzeption Jean-Pierre Wils beteiligt war (siehe Seite 40), ist sie statt eines Kataloges das Begleitbuch.

UDO FEIST

Asteroid City

Nur Bill Murray fehlt. Der Schauspieler infizierte sich mit Covid, unmittelbar bevor er seine Szenen drehen sollte. Sonst sind alle Stars in diesem Film dabei, wie Scarlett Johansson, Tom Hanks, Tilda Swinton, Margot Robbie. Wie immer hat Wes Anderson ein großes Ensemble für eine skurrile Geschichte versammelt. Diesmal spielt sie bei einem Kongress von Astronominnen und Astronomen in einem US-amerikanischen Wüstendorf in den 1950er-Jahren. Während die Beobachtung des Himmels offiziell im Vordergrund steht, verwickeln sich die Mitglieder des Kongresses in sehr irdische Komplikationen. Der Film bietet wunderbare Technicolor-Farben, witzige Dialoge – und Außerirdische. Ein Highlight.



140 Minuten, ab dem 15. Juni
Regie: Wes Anderson

Divertimento – Ein Orchester für alle

Eine junge Französin will Dirigentin werden, was in den 1990er-Jahren schwer genug ist. Unmöglich scheint es, weil sie algerische Eltern hat. Aber mit Willen, Talent und der Unterstützung ihres Lehrers Sergiu Celibidache nähert sie sich ihrem Ziel. Es ist die wahre Geschichte von Zahia Zouani, die das Symphonieorchester Divertimento gründete, benannt nach der Unterhaltungsmusik im 18. Jahrhundert, die unter anderem Haydn und Mozart komponierten. Der Name klingt auch nach der Diversität, die für Zouani wichtig ist. Ihre Geschichte erzählt von weiblichem Empowerment und Integration. Ein Wohlfühl-Film, das Gegenteil von Tár mit Cate Blanchett, ideal für einen Sommerabend.



110 Minuten, ab dem 15. Juni
Regie: Marie-Castille Mention-Schaar

Die Unschärferelation der Liebe

Romantische Komödien sind keine Stärken des deutschen Kinos. Da passt es, dass auch die Grundlage für diesen Film ein englisches Bühnenstück ist. Die Ausgangslage ist einfach: Eine leicht hysterische Frau in ihren 40ern und ein älterer, griesgrämiger Mann treffen sich zufällig. Sie interessiert sich für ihn, obwohl er immer wieder versucht, sie von sich zu stoßen. Der Film wirkt stellenweise wie abgefilmtes Theater und die Geschichte ist vorhersehbar, aber die Dialoge über emotionale Blockaden und einsame Menschen sind berührend und unterhaltsam. Und Caroline Peters und Burghard Klaußner leben so sehr in ihren Rollen auf, dass man ihnen sehr gerne zusieht.



92 Minuten, ab dem 29. Juni
Regie: Lars Kraume

Neue Präsidentin des Konsistoriums



Foto: Matthias Kaufmann

Die Juristin Viola Vogel, die seit zwei Jahren im Vorstand des Diakonischen Werkes Sachsen für Wirtschaft und Recht zuständig war, ist neue Präsidentin des „Konsistoriums“, wie das Landeskirchenamt der berlin-brandenburgischen Kirche heißt. Für die gebürtige Berlinerin (45) stimmten im ersten Wahlgang 65 von 97 Mitgliedern der Landessynode. Kandidiert hatten auch die Juristin Christine Rieffel-Braune (56), die dem Vorstand der Stiftung Humboldt Forum Berlin angehört, und der Cottbuser Landgerichtspräsident Simon Welten (56). Vogel, die über das „Religionsrecht der DDR und der Volksrepublik Polen“ promovierte, ist Nachfolgerin von Jörg Antoine. Der 54-Jährige hat im württembergischen Oberkirchenrat kommissarisch die Leitung des Dezernats für Finanzmanagement übernommen. Er vertritt den erkrankten Finanzdezernenten Martin Kastrup.

Neuer Leiter des Ökumene-Instituts

Christian Stoll, designerter Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen

Fakultät der Universität Paderborn, ist neuer Leiter des Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik in Paderborn. Der 40-Jährige ist Nachfolger von Wolfgang Thönissen (67), der im vergangenen Jahr in den Ruhestand trat. Das Möhler-Institut ist das römisch-katholische Pendant zum Konfessionskundlichen Institut der evangelischen Kirche in Bensheim. Christian Stoll studierte katholische Theologie sowie Rechts- und Politikwissenschaft in Freiburg im Breisgau und an der US-Universität Yale in New Haven. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte er sich vor allem mit der Beziehung zwischen protestantischer und römisch-katholischer Theologie im 19. und 20. Jahrhundert.

EKD-Kirchenamt: Neuer Vizepräsident



Foto: Andreas Tamme

Stephan Schaeede, der seit zwei Jahren Regionalbischof von Lüneburg ist, wird am 1. August Vizepräsident des EKD-Kirchenamtes in Hannover. Der 59-Jährige folgt Horst Gorski (66) nach, der in den Ruhestand tritt. Schaeede übernimmt von Gorski auch den Amtsbereich der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche

Deutschlands (VELKD) im EKD-Kirchenamt. Der promovierte Theologe führte den Forschungsbereich Religion, Recht und Kultur der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg und leitete die Evangelische Akademie Loccum.

Garnisonkirche: Pfarrer ist Friedensbeauftragter

Jan Kingreen, Pfarrer an der Potsdamer Garnisonkirche, ist Friedensbeauftragter der berlin-brandenburgischen Landeskirche. Der 35-Jährige setzt sich dafür ein, dass der Garnisonkirchturm, der wiederaufgebaut wird, zum Ort der Friedens- und Versöhnungsarbeit wird. Kingreen promovierte über „Gedenken und aktuelle Relevanz der Reformation. Eine Deutung der Reformation und ihrer Wirkungsgeschichte im Anschluss an G. W. F. Hegel“. Er ist auch ausgebildeter Supervisor und Coach mit dem Schwerpunkt Organisationsentwicklung. Als Friedensbeauftragter soll er Angebote, Projekte, Organisationen und Einrichtungen zum Thema Frieden koordinieren und vernetzen.

Zum ersten Mal eine Bischöfin

Die Grazer Priesterin Maria Kubin (58) ist von der Synode der alt-katholischen Kirche Österreichs zur Bischöfin gewählt worden. Im dritten Wahlgang erhielt sie die notwendige Stimmenmehrheit. Ihre beiden Mitbewerber hatten ihre Kandidaturen noch vor der Wahl aus persönlichen Gründen zurückgezogen. Kubin, die Heinz Lederleitner

ANGEZEIGT

Kinder und Glauben

Bilder zum Glauben. Mit Kindern Religion entdecken, spielen und erzählen, heißt eine Reihe mit Bildkarten im DIN-A3-Format, die für den Einsatz in Kindergärten, Grundschulen und der Gemeindearbeit konzipiert ist und zu altersgemäßen Gesprächen über christliche Themen anregen soll. Die Reihe wird im Auftrag der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands von Wiebke Bähnk, Heiko Franke und Georg Raatz herausgegeben und ist im Gütersloher Verlagshaus erschienen. Ein Band kostet 25 Euro. *Bestellschrift: Buchhandel oder www.gtvh.de.*

(65) nachfolgt, ist die erste Bischöfin in der „Utrechter Union“, dem Zusammenschluss der alt-katholischen Kirchen der Niederlande, Deutschlands, Österreichs, Polens, der Schweiz und Tschechiens. Sie lehnen den Jurisdiktionsprimat des Papstes ab. Die österreichische Kirche hat rund 9 000, die Schweizer rund 11 000 und die deutsche rund 15 000 Mitglieder. Kubin ist auch Psychotherapeutin und sitzt an einer Doktorarbeit über die Frage, wie traumatisierte Menschen mit Religion zurechtkommen. Am 24. Juni wird sie in Wien zur Bischöfin geweiht.

Landeskirche bekennt Schuld

Die Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) hat ein Schuldbekenntnis gegenüber queeren Menschen ausgesprochen. Bei der geheimen Abstimmung stimmten 89 Synodale mit Ja, fünf mit Nein, neun enthielten sich der Stimme. „Lesben, Schwule, Trans- und Intersexuelle haben in Gemeinden und Einrichtungen der EKHN Diskriminierung erfahren“, heißt es in dem Bekenntnis. Und alle, „denen wir damit Unrecht getan haben, bitten wir um Vergebung“. Die EKHN verpflichtet sich, „die bestehende Vielfalt von Geschlechtern, unterschiedlicher sexueller Orientierung und Lebensweisen anzuerkennen und zu fördern“. Dafür will sie auch in der Ökumene eintreten. Die Leitung der berlin-brandenburgischen Kirche gab schon vor zwei Jahren ein ähnliches Schuldbekenntnis ab.

Erläuterung zur „Judensau“

Die mittelalterliche Schmähpastik „Judensau“ an der Wittenberger Stadtkirche wird mit einer Bitte um Vergebung ergänzt. In dem überarbeiteten Text für das Mahnmal an der Kirche heißt es unter anderem, die Plastik sei ein „Zeugnis des christlichen Antijudaismus“ und dadurch seien „Juden gedemütigt und ausgegrenzt“ worden. Im Oktober hatte der Gemeindevorstand beschlossen, dass die Schmähpastik an der Fassade der evangelischen Kirche nicht entfernt wird, die Erläuterungstexte aber überarbeitet werden.



Foto: picture alliance/Shotshop

UNESCO-Weltkulturerbe: das siebenbürgische Bithälme und seine Kirchenburg.

Rumänien: Zahl der Lutheraner stabil auf niedrigem Niveau

Die Mitgliederzahl der von Siebenbürger Sachsen geprägten Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses (A. B.) in Rumänien ist 2022 stabil geblieben. Nach einem Bericht der *Siebenbürgischen Zeitung* in Hermannstadt (Sibiu) gehörten der Kirche zum Jahresende 10 811 Personen an. Im Jahr zuvor waren es 31 mehr. Das entspricht einem Rückgang von 0,3 Prozent. Die größten Gemeinden bestehen in der rumänischen Hauptstadt Bukarest (948 Mitglieder) und in den siebenbürgischen Städten Kronstadt (926) und Hermannstadt (755). Die meisten Kirchengemeinden haben weniger als 20 Mitglieder. Mit „Sachsen“, das vom lateinischen *Saxones* abgeleitet ist, werden die deutschsprachigen Bewohner Siebenbürgens bezeichnet. 1945 verschleppte die Sowjetarmee 30 000 von ihnen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion. Ab 1969 setzte eine Auswanderungswelle ein, nachdem die Bundesrepublik sich bereit erklärt hatte, dem kommunistischen Gewaltherrscher Nicolae Ceaușescu für jeden Emigranten 10 000 Mark zu zahlen. Nach der Befreiung von der kommunistischen Diktatur wanderten zwei Drittel der Siebenbürger Lutheraner nach Deutschland aus. In der Kirche wird auch heute auf Deutsch gepredigt. Bischof ist seit zwölf Jahren Reinhart Guib (60). Siebenbürger Sachse ist auch Rumäniens Präsident Klaus Johannis, der 1959 in Hermannstadt geboren wurde.

Kirchen: Außengrenzen der EU nicht verschließen

Leitende Geistliche dreier deutscher Kirchen haben zu mehr Schutz für Flüchtlinge aufgerufen. Es könne niemals eine Lösung sein, die europäischen Außengrenzen für Schutzsuchende zu verschließen, heißt es in ihrem Gemeinsamen Wort zur 48. Interkulturellen Woche, die vom 24. September bis 1. Oktober stattfindet. Der Vorsitzende der römisch-katholischen Bischofskonferenz Georg Bätzing, die EKD-Ratsvorsitzende Annette Kurschus und der Vorsitzende der Orthodoxen Bischofskonferenz Metropolit Augoustinos appellieren an Politik und Verwaltung, „das Recht auf Asyl zu verteidigen, faire Verfahren zu garantieren und Menschen in Not zu ihrem Recht zu verhelfen“.

Der rote Punkt

Das Stift Obernkirchen lockt mit einer wundersamen Erscheinung

ANGELIKA HORNIG

Imposant und immer noch dominant ragt die Stiftskirche St. Marien aus der Kulisse des kleinen Städtchens Obernkirchen im Schaumburger Land von der Hügelspitze.

Die Lage zwischen Stadthagen und Bückeberg war einst exponiert, Bodenschätze, Zugänge zu Handelswegen erweckten Begehrlichkeiten vieler Herrscher. Das 1167 gegründete Augustiner-Chorfrauenstift gehörte zuerst zum Bischofstum Minden, später zu Hessen, zum Königreich Westfalen, dann zu Preußen und seit 1947 zu Niedersachsen. In der langen Geschichte war die Kirche ein Marien-

Wallfahrtsort, das Stift wurde über einen kurzen Zeitraum zum Kloster, dann evangelisches Stift, einmal sollte es ganz aufgelöst werden, stabilisierte sich und beherbergte im frühen 20. Jahrhundert eine Landfrauenschule. Immer war es ein Rückzugsort und ein Ort der Bildung für Frauen. Inzwischen wird es kulturell und spirituell genutzt und bietet Raum für vier Kapitularinnen, wie die Stiftsdamen heute heißen, darunter eine Äbtissin.

Ort der Bildung

Noch immer ist dieses Stift von einer intakten Mauer umgeben, die den Blick ins Innere verwehrt. Will man es besichtigen, trifft man sich samstags im Wirtschaftshof, der hinter einem der großen Sandsteintore liegt, die in Folge einzelne Bereiche voneinander trennen. Bis heute wurde der Grundriss der klassischen Klosteranlage aus dem 12. Jahrhundert bewahrt. Und so gibt es zuvorderst alte Wirtschaftsgebäude, die zeigen, wie autonom man hier einst lebte. Eine Wassermühle, deren Wasserlauf

Der kleine Paradiesgarten hat lauschige Ecken und Winkel und einen Nutzgarten.

verlegt wurde, ein Schafstall, der mit seinen 700 Jahre alten Balken und Steinen Teil der Stiftsmauer ist.

Der Rundgang führt durch das zweite Tor, vorbei am Haus der Äbtissin, in den vielversprechenden Paradiesgarten. Er wird noch immer von den Damen gepflegt und bewirtschaftet, hat lauschige Ecken und Winkel und einen Nutzgarten.

Weiter durch den Kreuzgang mit den alten Grabplatten, die Geschichten erzählen, in den schlicht gehaltenen Innenhof. Der Blick fällt auf steile Dächer, Steine, die Veränderungen, Brände und Umbauten dokumentieren. Von hier gelangt man in die Stiftskirche St. Marien, heute das Zuhause der evangelisch-lutherischen Ge-

meinde von Obernkirchen. Immer noch können die Damen die Kirche über die „Prieche“, ihre Empore, erreichen, um dort am Gottesdienst teilzuhaben. Alte Schätze, wie eine Marienretabel aus dem Jahr 1540 oder ein Antependium, ein Altartuch, mit der Mailänder Madonna und ihren Heiligen, gestickt von den frommen Frauen um 1430, faszinieren.

Unten liegt die gotische Hallenkirche mit drei gleich großen Schiffen neben der romanischen Westanlage – viel Architektur vereint unter einem Kirchendach.

Was hat sich in dem mittelalterlichen Wandschrank mit den vielen Schlössern wohl verborgen, der hinter dem Hochaltar ins Gemäuer eingelassen ist? Es war ein Archiv, in dem alle wichtigen Urkunden aufbewahrt wurden, erfährt die Besucherin.

Mittelalterlicher Wandschrank

Eindrucksvoll ist eine kleine romanische Seitenkapelle mit einem schlichten Kreuz. Ihm genau gegenüber findet sich in der dicken Mauer ein kleines Fenster mit einer roten, runden Glasscheibe. Am 2. September leuchtet die Sonne am späten Nachmittag durch diese Scheibe und richtet einen roten Punkt genau auf die freie Stelle zwischen Taufbecken und Holzkreuz – eine für die mittelalterlichen Gläubigen wundersame Erscheinung, war doch dieser Tag der Geburtstag der Jungfrau Maria vor der Einführung des gregorianischen Kalenders, also bis Ende des 16. Jahrhunderts. Heute ist der Geburtstag am 8. September, wonach diese Lichterscheinung sich aber nicht richtet. Wer es erleben möchte, sollte sich am 2. September einfinden. Aber nicht nur dann, denn Stift und Kirche sind immer einen Besuch wert. ◀

INFORMATION

Öffentliche Führungen gibt es von April bis Oktober samstags um 15 Uhr, Stift Obernkirchen, Bergamtstraße 12, 31683 Obernkirchen, Telefon 057 24/84 50.



Foto: Sybille Schlusche

Jedes Jahr am 2. September wirft die Sonne einen roten Punkt unter das Kreuz.

- Von Hirten ist in der Kirche häufig die Rede. Von Schafen kaum. Erst recht nicht ohne metaphorische Brechung. Vermutlich, weil dann wirklich jede:r merkt, wie schräg die pastorale Szenerie in urbanen säkularen Welten ist. Und weil die Identifikationsmöglichkeiten so ungleich verteilt sind. Hirt zu sein ist attraktiv. „Guter Hirt“ erst recht. Das klingt so biblisch. Und so sehr nach Jesus.

- Aber ein Schaf? Das will doch kein Mensch. Und welches Schaf überhaupt? Eines mit links- oder mit rechtsgebürstetem Fell? Ein zickiges oder ein bockiges? Ein fettes oder ein mageres? Kein Mensch will ein

dummes und treudoofes Schaf sein, nicht einmal beim Krippenspiel. Keines, dem das Fell über die Ohren gezogen wird. Auch kein verlorenes oder schwarzes Schaf, nicht einmal dann, wenn es am Ende des Stücks vom guten Hirten wiedergefunden wird. Dickfellig sind ohnehin nicht mehr viele. ... Die Haut ist dünner geworden, das Fell auch. Der Stall ist eng und muffig geworden. Und die Herde wärmt nicht mehr. Der Makrameefaden reißt. (Aus der Laudatio der römisch-katholischen Theologin Julia Knop aus Erfurt auf die *Deutschlandfunk*-Redakteurin Christiane Florin, der Anfang Mai der Walter-Dirks-Preis verliehen wurde.)

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Nahrung für Geist, Seele und Phantasie

Die Sommerakademie, die im ober-schwäbischen Weingarten stattfindet, dreht sich um das Lesen. Gezeigt wird, wie sich die Herstellung von Büchern entwickelt hat und welche Rolle künstliche Intelligenz für die Literatur spielen könnte. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer können ihr Lieblingsbuch vorstellen. Und mit dem Bus begeben sie sich an Orte, in denen Schriftsteller gelebt haben: darunter Martin Walser in Wasserburg am Bodensee und Annette von Droste-Hülshoff in Meersburg. Besucht werden auch die berühmte Stiftsbibliothek im schweizerischen Sankt Gallen und eine moderne Bibliothek im österreichischen Dornbirn. Und gefragt wird, was Lesen mit Menschen macht und was eine Lektorin tut. Anmeldeschluss: 9. Juli.

Von Bücherwürmern und Eselsohren. Lesekultur und Buchgeschichte vom Papyrus bis zum E-Book

29. Juli bis 2. August, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 0711/164 07 52, E-Mail: storck@akademie-rs.de, www.akademie-rs.de

Sorgende Gesellschaft, Theologie und Kirche

Aspekte der „Care-Arbeit“ beleuchtet diese Tagung. Und dabei sollen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer austauschen. Gezeigt wird, wie sich eine Care-Ethik entwickelt hat. Gefragt wird nach der Bedeutung für Care oder Sorge in der theologischen Ethik. Antworten aus der Praktischen Theologie gibt unter anderen Traugott Roser, der an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster lehrt. Zur Sprache kommen „Machtasymmetrien und Machtmissbrauch“ in Seelsorge- und Pflegebeziehungen. Gefragt wird nach einer gerechten Organisation und Ausgestaltung von Sorgearbeit und „sozial-ethischen Anforderungen an eine geschlechtergerechte Sorgpolitik“.

Sorge – Care. Anthropologische Zugänge – Ethische Konzepte – Gesellschaftliche Praxen. 41. Kongress der Internationalen Vereinigung für Moraltheologie und Sozialethik

10. bis 13. September, Katholische Akademie Franz-Hitze-Haus Münster, Telefon: 0251/981 84 44, E-Mail: mertens@franz-hitze-haus.de, www.franz-hitze-haus.de

Eine Bank für Otto

PHILIPP GESSLER

Eine Weile dachte ich, Otto würde in der Kneipe am Eck arbeiten, so häufig war er da – und so wurde es auch in unserer Straße erzählt. Otto hieß eigentlich anders, aber was hier stehen soll, ist zu intim, deshalb sei er anders genannt. Als ich der Wirtin der Kneipe mal nebenher sagte, dass Otto hier ja arbeite, lachte sie nur – nein, nicht arbeiten, saufen! Also, mein Nachbar Otto war ein Alkoholiker, zumindest so lange, wie seine zunehmend schlechte Gesundheit es ihm erlaubte. Mein erster Eindruck von ihm war schlecht: ein rassistischer Spruch von ihm. Aber irgendwann war das vergessen, denn er wurde immer offener, war freundlich zu allen, egal welcher Herkunft oder Hautfarbe. Und vor allem: Er saß halt immer auf der Bank vor seiner Souterrainwohnung in unserer Straße.

Im Grund war Otto die Straße, über Jahre, ebenso wie seine Mutter. Die, eine frühere Trümmerfrau, saß auch auf der Bank bis zu ihrem Tod. Dann übernahm Otto den Job. Otto hatte meist keine Arbeit, lebte von der Stütze. Aber die Straße war seine Aufgabe: ein Spruch, echt berlinerisch, für jeden, der vorbeikam, Bonbons für die Kinder. Er war ein Freund der Hunde, die ihm von den Nachbarn überlassen wurden, wenn die mal keine Zeit hatten.

So wurde Otto langsam wie seine Mutter zur guten Seele der Straße. Er machte sie zu einem Dorf in der Stadt. *Alles* wusste er. Vor einem Monat starb Otto überraschend und sehr früh. Sofort stellten Nachbarn Blumen, Kerzen und Bilder vor die Tür zu seiner Wohnung. Mit anderen organisierte ich für seine Bank eine Messingplakette, die an Otto und seine Mutter erinnert. Es gab eine kleine Zeremonie, als wir sie anbrachten. Und irgendjemand lackierte Ottos schrabbelige Bank kurz vor seiner Beerdigung mit viel Liebe dunkelblau. So blau wie der Himmel am Ende einer klaren Sommernacht. Sie ist wunderschön. ◀

In der nächsten Ausgabe

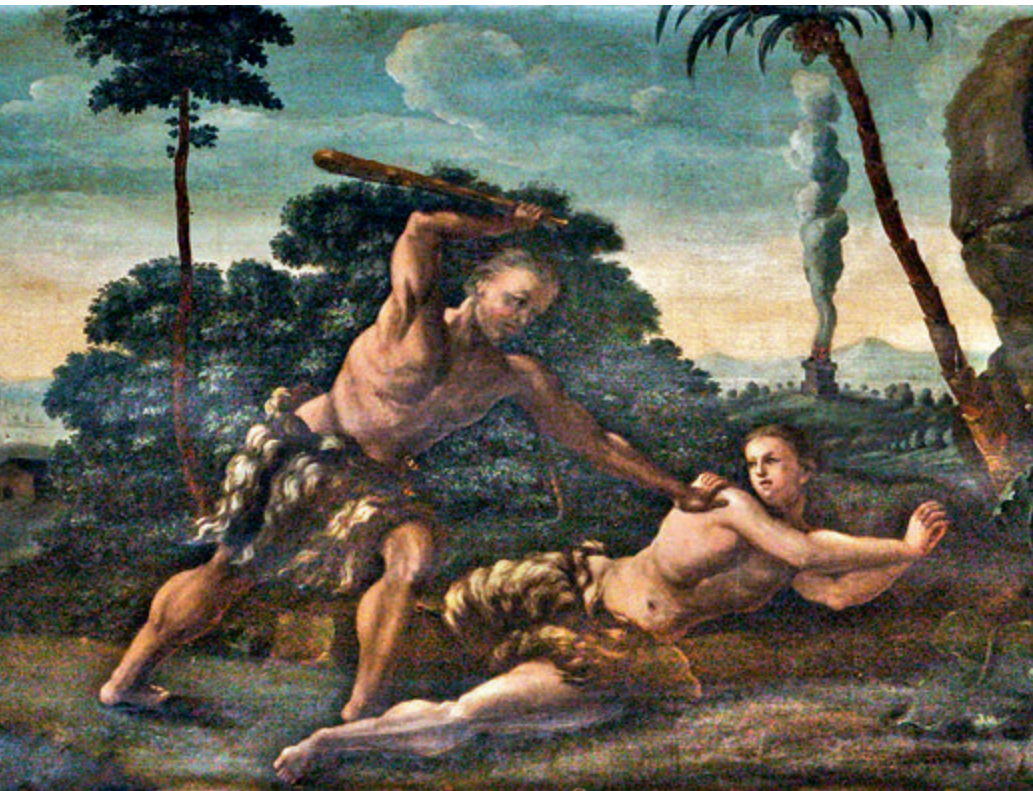


Foto: epd

Das Böse

Das Böse ist in unserer Welt so allgegenwärtig, dass wir uns wenig über dieses Gegenteil des Guten Gedanken machen. Aber gibt es „das“ Böse eigentlich? Und wenn ja, was ist es? Um diese Frage geht es im nächsten Schwerpunkt. Der Historiker Paul Nolte beleuchtet die Frage, ob es sinnvoll ist, vom „Bösen“ in der Geschichte zu sprechen. Der Theologe und Schriftsteller Klaas Huizing wirft einen Blick auf das Böse in Theologie und Bibel. Der Bamberger Philosoph Christian Schäfer versucht, das Böse philosophisch zu packen, was nicht leicht ist. Und der Psychologe, Psychotherapeut und Religionspsychologe Michael Utsch nähert sich dem Bösen in unserer Seele oder Psyche. Schließlich führen wir ein Interview mit dem Philosophen Hanno Sauer, der aktuell ein viel beachtetes und gelobtes Sachbuch über die Entstehung der Moral durch evolutionäre Prozesse geschrieben hat.

Die Jahrhunderttheologin

Anlässlich ihres 20. Todestages in diesem Jahr erinnern viele an die Theologin Dorothee Sölle (1929–2003). Warum das so ist und wie Sölle ihre eigene Theologie geprägt hat, beschreibt die badische Landesbischofin Heike Springhart.

Christliche Mystik

Viele Menschen wenden sich von der traditionellen Religion ab und suchen nach anderen spirituellen Quellen, die ihrem Leben einen Sinn verleihen können. Kann die Mystik, die seit jeher zum festen Bestandteil der christlichen Kultur gehört, vielleicht für manche Menschen einen neuen Zugang zu Kirche, Religion und Spiritualität bieten? Klaus Matthes, Physiker, Philosoph und Religionslehrer, geht dieser Frage nach.

Klimaschutz in Kliniken

Wenn man alle Kliniken, Pflegeheime, Kitas und andere Gebäude der Gesundheits- und Sozialwirtschaft mit klimaschonender Technik und Dämmung ausstatten würde, könnten über 14 Millionen Tonnen CO₂ und eine Menge Geld pro Jahr gespart werden. Das Problem: Der Betreiber hat davon nichts, denn er kann die Kosten für den Klimaschutz nach den gültigen Gesetzen nicht gegenfinanzieren. Die Diakonie Deutschland hat nun ein Konzept entwickelt, das dies ändern könnte. *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch stellt es vor.

Exklusiv für zeitzeichen-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel¹ im Komm-Werbedienst-Shop^{2/3}

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation



Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
 Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
 einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen“



Kirchen-Ei
 Bestellnr. 901138



Engel-Reflektor
 Bestellnr. 9401510



Handkreuz
 Bestellnr. 303802



Pflanzly Weihnachtsbaum
 Bestellnr. 901162

- 1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
 - 2 Bis zu einem Bestellwert von 500,- Euro innerhalb eines Kalenderjahres
 - 3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
- *Ihre Kundennummer (10-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Verandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 6,95 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ab 100,- € Bestellwert liefern wir versandkostenfrei. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 21,95 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.



Tel. 0521 / 94 40 - 220
 Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
 in der Luther-Verlag GmbH
 Cansteinstraße 1
 33647 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	-	-

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

Name/Vorname _____

Institution _____

Straße/Hausnr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

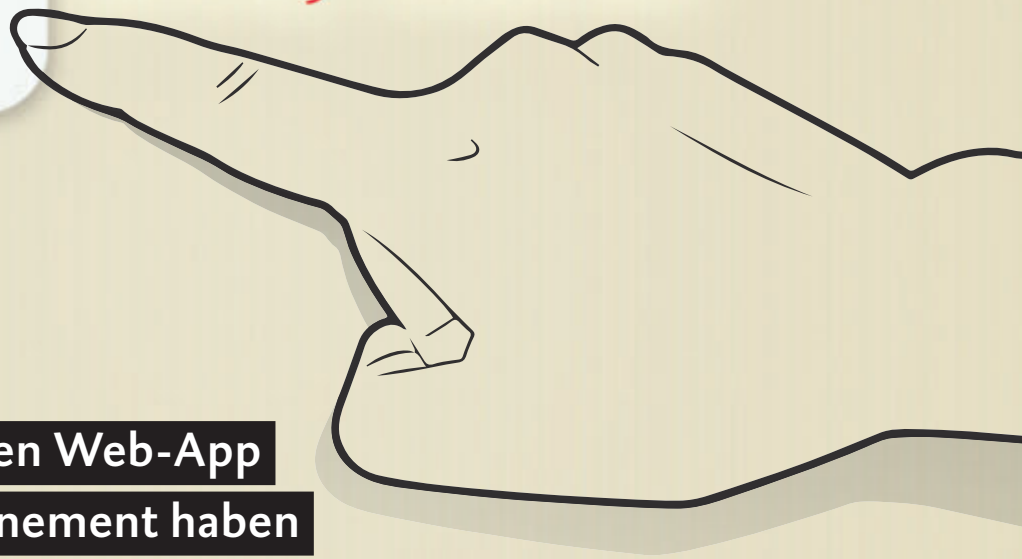
E-Mail _____

Ort/Datum _____

Unterschrift _____



ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.

